Unter dem Eisenzahn.

Zweiter Band.

Unter dem Eisenzahn.

Zweiter Band.

Empfehlenswerthe Schriften aus dem Verlage von **Otto Janke in Berlin:**

Hesekiel, George, Ein nachgeborner Prinz. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 2 Thlr.

— — Der Patricier und sein Haus. Eine Nürnbergische Geschichte 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Die Zunftgenossen. Eine Augsburgische Geschichte. Dritte Auflage. 2 Bde. 1 Thlr.

— — Die Stadtjunker. Eine Ulmische Geschichte. Dritte Auflage. 2 Bde. 1 Thlr.

— — Graf d'Anéthau d'Entraguês. Historischer Roman. Dritte Auflage. 4 Bde.. 1 Thlr.

— — Schmal geweckt. 2 Bde. 1 Thlr.

— — Aus drei Kaiserzeiten. Erste Abth.: Bei Kaiser Karl's Leben. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

— — Dasselbe. Zweite Abth.: Unter Maria Theresia. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

— — Dasselbe. Dritte Abth.: Zu Kaiser Joseph's Tagen. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

— — Ein Graf von Königsmarck. 3 Bde. 8. Geh. 1860. 4 Thlr.

— — Fünf Bücher deutscher Gedichte. 8. Geh. 1862. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Lux et Umbra. Ein großer Liebeshandel im 16ten Jahrhundert. Aus den hinterlassenen Schriften des Magisters Nicolaus Longinus und andern zuverlässigen Mittheilungen. 2 Bde. 8. Geh. 1861. 4 Thlr.

Unter dem Eisenzahn.

Brandenburgischer Roman in drei Büchern

von

George Hesekiel.

Zweiter Band.

Berlin, 1864.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Erstes Buch.

Keimen und Kommen. (Fortsetzung.)

Zweites Buch.

Grünen und Blühen.

Achtes Capitel.

Zwischen Abend und Morgen.

Werner Todt hatte etliche Monate schon in der Werkstatt des Meister Fettweiß gearbeitet, manch ehrlich Hufeisen geschmiedet und aufgeschlagen, sich gehalten, wie es einem ehrbaren Gesellen geziemt und unter seinen Mitgesellen den Ruhm eines tüchtigen und bescheidenen Jünglings, den er gleich zu Anfang gewonnen, befestigt und gewahrt. Werner blieb immer für sich, jedoch nicht so, daß er die Andern kränken konnte; er fehlte niemals, wenn die Gesellenbrüderschaft zusammen war, er trank auch seinen Krug Bier mit den Kameraden, aber näheren Umgang hatte er mit Keinem. In seinen Feiertagen und Feierstunden war er vielmehr im Dominicaner=Kloster an der Ecke der Brüderstraße, wo er von Einem der Prediger=Mönche Lesen und

Schreiben und sonstige Wissenschaft mit dem größesten Eifer und raschem Erfolge lernte.

Meister Fettweiß schien sich um Werner nicht mehr zu bekümmern, als um die andern Gesellen; er sah ihn außer der Werkstatt nur bei dem Mittags- und Abendessen, das der Meister stets mit seiner ganzen Familie, zu welcher Gesellen, Lehrknaben und das gesammte Gesinde gerechnet wurden, gemeinschaftlich einnahm. Bei solchen Mahlzeiten aber ging es sehr schweigsam zu und Werner namentlich sprach selten und auch nur dann, wenn er vom Meister befragt wurde. Sonntags ging Meister Fettweiß ebenfalls mit seiner gesammten Familie zum Gottesdienst und hörte in der kölnischen Pfarrkirche zu St. Peter die Messe.

Werner aber bemerkte wohl, daß sich hinter der anscheinenden Gleichgültigkeit des Meisters eine große Theilnahme für ihn verbarg, nur war er zweifelhaft, ob er dieselbe dem empfehlenden Zeichen des Meisters Jürgen Jühner, oder der hohen Protection des Churfürsten verdanke; denn der Eisenzahn war sehr gnädig gegen ihn, ließ ihn bei jedem Besuch rufen, den er bei seinem Gevatter machte und sprach freundliche Worte mit ihm. Besonders

gütig erzeigte sich auch die Hausfrau gegen ihn und die stillen, ruhigen Töchter des Meisters bewiesen ihm eine Theilnahme, die ihm sehr wohl that, zumal da sich dieselbe nur in allerlei kleinen Dingen äußerte, welche von keinem der Mitgesellen bemerkt wurden.

In der Hufschmiede-Werkstatt zeigte sich Meister Rasmus Fettweiß nur selten, die ließ er ganz der Leitung eines alten Obergesellen, auf den er sich verlassen konnte, deßhalb war er aber durchaus nicht unthätig; vielmehr war der Meister, trotz seines Reichthums, sehr fleißig, denn er handthierte fast die ganze Arbeitszeit in der Waffenschmiede, oder der Schwertfegerei, welche sich in einem Winkel des Hofs hinter der Hufschmiede-Werkstatt befand.

Dort arbeitete Meister Fettweiß mit einem Gesellen aus dem Reich allein und ein alter Knecht besorgte die Handreichungen; außer diesen Dreien betrat die Werkstatt Niemand und Werner war darum nicht wenig erstaunt, noch mehr aber erfreut, als er eines Abends kurz vor Feierabend in die Schwertfegerei gerufen wurde, um dem Meister zu helfen.

Werner staunte über die gewaltige Menge von

Klingen, welche da halb und ganz fertig aufgeschichtet lagen; er hatte Zeit sie zu betrachten, denn der Meister Fettweiß, der allein in der Schmiede war, kümmerte sich, mit einer Arbeit beschäftigt, wenig um ihn, er ließ ihn eine ziemliche Weile an der Thür stehen. Werner sah viel männlicher aus, als ein halbes Jahr zuvor, die bessere Nahrung hatte seinem Körper etwas Fleisch gegeben; nur das Gesicht war lang, mager und dreieckig geblieben, er stand da angethan mit dem Schurzfell des Meister Boldewyn und mit einem von dessen Hämmern in der Hand. Beide Stücke hatte ihm Ottoken in Spandow zum Abschied geschenkt und fast jeden Morgen gedachte der junge Schmiedegesell der beiden lieben Jugendgefährten.

„Nimm diesen Hammer, Werner!“ richtete sich Meister Fettweiß plötzlich auf und reichte dem Gesellen ein Werkzeug mit seltsam geformtem Stiel „und hämmere mir diese Klinge am Rande hin, von unten nach oben rechts, von unten nach oben links, Schlag neben Schlag und den dritten Schlag mitten hinein zwischen beide.“

Zugleich legte der Meister eine mäßig lange, sehr breite und schwere Klinge auf den Ambos,

nahm einen Hammer und that einige zwanzig Hammerschläge mit gewaltiger Kraft; Werner hatte nie eine Klinge schmieden sehen, die mündliche Erklärung des Meisters war schon gegen den Handwerksbrauch, denn eigentlich mußte der Gesell dem Meister die Kunstgriffe absehen; das fiel dem Schmiedegesellen auf, aber er stellte sich schweigend zur Arbeit an und bald schmetterte er seinen Hammer mit dröhnender Gewalt nieder auf die Klinge, ganz wie ihm der Meister gesagt, genau wie er's gesehen. Er fühlte den Hammer kaum in der Hand.

Der Meister stand vor ihm mit untergeschlagenen Armen, sah ihm ernsthaft zu und flüsterte vor sich hin: „Wer Blut vergossen hat, deß Blut soll wieder vergossen werden!" und „Gott hat der Obrigkeit das Schwert verliehen!"

Blitzschnell fielen Werner's Hammerschläge, immer dicht neben einander, auf die breite Klinge, ganz von selbst bog er sie leise auf und immer von unten nach oben wanderte der Hammer.

„Rothglühen!" befahl der Meister und trat an den Blasebalg.

Werner fuhr mit der Klinge in die Gluth und wendete sie kunstverständig.

„Weißglühen!“ rief der Meister.

Werner riß die rothglühende Klinge heraus und fuhr damit in das Kühlfaß.

„An den Hammer!“ befahl der Meister wieder.

Und abermals schmetterten die wuchtigen Hammerschläge nieder auf das weißglühende Eisen.

So ging es noch ein paar Mal, kein Haar Werner's war naß; der Meister bemerkte es wohl und bewunderte diese Kraft, aber er sagte kein Wort.

Plötzlich nahm er die Klinge aus der Hand des Gesellen, flüsterte einige unverständliche Worte über sie hin und stieß sie mit voller Kraft fast ganz hinein in ein offenes mit Sand gefülltes Loch neben dem Ambos.

„Was hast Du für eine Klinge geschmiedet, Gesell?“ fragte der Meister jetzt und setzte sich auf einen Klotz, während er Werner ein Zeichen gab, sich ebenfalls zu setzen.

„Sie ist zu kurz für ein Ritterschwert!“ antwortete Werner.

„Und doch wird sie weiter reichen als das längste Ritterschwert!“ bemerkte der Meister ernst.

„Es ist ein Richtschwert, Gesell,“ fuhr er fort, „das erste Schwert, welches Du geschmiedet, ist das

Schwert der Gerechtigkeit, welches Gott der Obrigkeit anvertraut hat, das bedenke Dein Lebenlang!"

Tiefe Stille herrschte in der Schmiede, der Meister saß in ernsten Gedanken, plötzlich richtete er seine riesige Gestalt mit einem Ruck auf und sprach: „Ein Ritterschwert ist ein Kinderspiel gegen ein Richtschwert, Fluch und Segen weben einen geheimnißvollen Bann um die Klinge, die Du geschmiedet hast, die ich jetzt im Dunkel der Erde geborgen. Das Ritterschwert leuchtet im Sonnenstrahl, es kreuzt sich im Kampf mit einem andern Ritterschwert, es legt sich, der Ritterwürde Träger, auf die Schulter des Knappen; mit der Klinge da kreuzt sich nie eine andere, Niemand sieht sie, als nur in dem kurzen Augenblick, da sie den Sünder trifft, dann birgt sie sich wieder in Geheimniß und Dunkel. Aber in dem Dunkel lebt sie ein eigenes Leben. In den Neumondsnächten klingt das Richtschwert von selbst in der Frohnerei, wenn eine Hinrichtung bevorsteht; ich habe es klingen hören, ich selbst, Gesell, mit diesen Ohren, und wer den feinen, durchdringenden Ton ein Mal gehört hat, der vergißt ihn sein Lebenlang nimmer. Ich war in der Frohnerei hier in einer Neumondsnacht, der Scharfrichter hatte mich

hinbestellt; ich mußte ein Mittel holen für mein krankes Weib und das mußte in einer Neumondsnacht sein, wenn es kräftig sein sollte; da klang das Richtschwert im Schrein und Schaudern ging durch meine Seele, der Scharfrichter aber sprach leise: „schon wieder? wir haben eine Hinrichtung!“ und so war es, er mußte in der Woche darauf einen Mörder abthun. Das Richtschwert des Scharfrichters von Bremen, des Meisters Adelarius, der lange Zeit um seiner Heilkunst willen hochangesehen war, klang in einer Neumondnacht einundachtzig Mal, da kam es, daß er bald darauf achtzig Seeräuber hinzurichten hatte, aber das Schwert hatte einundachtzigmal geklungen, der einundachtzigste war Meister Adelarius selbst, er wurde mit seinem eigenen Schwert hingerichtet wegen Zauberei. Segen und Fluch weben einen furchtbaren Bann um die Richtschwerter! Hör' Du, mein guter Gesell! Die Schwerter haben Leben und Ahnung; da ist's in meiner Vaterstadt zu Nürnberg geschehen, daß ein Enkelkind des scharfen Meisters vor den Schrein trat, in welchem das Richtschwert lag, alsbald gab es einen langen, schmerzlich tönenden Klang von sich, das Schwert wußte, daß das unschuldige Kind, das zu

ihm trat, ihm einst verfallen sein werde und es ist also geschehen; drei und zwanzig Jahre darauf wurde des Scharfrichters Enkel mit diesem Schwert gerichtet. Aber es giebt ein Mittel, solch ein grauses Geschick zu wenden, das hat der scharfe Richter zu Altstadt Brandenburg noch bei Menschengedenken geübt, denn als dessen zehnjährig Söhnlein einst an den Schrein trat, da klang das Schwert jämmerlich und der Meister wußte, was das zu bedeuten hatte, alsbald ergriff er das Kind, band es mit Händen und Füßen an einen Block und machte ihm mit dem Schwert einen leichten Schnitt rings um den Hals, so daß nur ein wenig Blut floß. Da hat das Schwert sein Blut gehabt, das Kind aber ward gerettet. Meister Gerloff, der scharfe Richter zu Altbrandenburg, hat es mir selbst erzählt, als ich ein neu Richtschwert für ihn geschmiedet, der ist der Sohn jenes Kindes gewesen, sein Vater aber war sanft und selig in hohem Alter auf seinem Lager gestorben. Segen und Fluch, Gesell, weben einen Bann um diese Klingen. Wen aber eine solche Klinge ritzt in einer Neumondnacht, bevor sie noch den Hals eines armen Sünders getroffen hat, der ist fest von dem Augenblicke an, wo der scharfe Rich-

ter das Blut eines armen Sünders von der Klinge gewischt hat, der ist fest, denn wenn ihn auch ein Eisen trifft in ehrlichem Streit, so trifft es ihn doch nimmer zum Tode und die Wunde heilt leicht!"

In dem Augenblick, da Meister Fettweiß die letzten Worte sprach, riß er die frisch geschmiedete Klinge aus dem Sandloch und führte einen Hieb gegen den Gesellen, Werner hatte sich nicht von der Stelle gerührt, er sah ernsten Blicks auf das Blut nieder, das aus einer leichten Fleischwunde seines entblößten Oberarms floß. Es hätte das auch eine Probe des Muthes sein können; wenn es einer solchen bedurft hätte.

Der Meister stieß die Klinge wieder in das Sandloch und sprach bedeutungsvoll: „Gesell, Du hast die Klinge selbst geschmiedet, sie hat noch keines armen Sünders Nacken berührt, der Neumond steht am Himmel und morgen wird sie der scharfe Richter von Frankfurt holen, der am nächsten Freitage drei Raubgesellen damit abthun wird. Es ist Alles erfüllt, nun, mein guter Gesell, hüte Dich vor ungerechtem Streit, für den gerechten bist Du gefeit und gefestet durch dieses Schwert und durch dieses fließende Blut!"

„Ich danke Euch, Meister!“ sagte Werner ernst.

„Du wirst nicht mit Worten allein, Du wirst mit der That danken!“ versetzte Meister Fettweiß, nahm die Hand des Gesellen, hub sie empor und sprach den Blutsegen: „Menschenblut soll stille stahn,“ † Zeichen des heiligen Kreuzes „vor des heiligen Lammes Fahn’ † Zeichen des heiligen Kreuzes,“ „deß Blut für uns vergossen ist“ † Zeichen des heiligen Kreuzes, „gelobet seist Du Jesus Christ!“ † Zeichen des heiligen Kreuzes „In Ewigkeit Amen!“

„In Ewigkeit, Amen!“ wiederholte Werner, welcher den alten Blutsegen, den ihn Meister Boldewyn gelehrt hatte, wohl kannte.

Das Blut stand und floß nicht mehr.

„Bedecke Deinen Arm, Gesell, auf daß Niemand ahne, was zu dieser Stunde hier geschehen!“ befahl der Meister, „von Morgen ab aber sollst Du mit mir Klingen schmieden und Panzerstücke an dieser Schwelle. Es steht einem zu Schwert und Schild geborenen Edelmann wohl an, wenn er sein ritterlich Roß selbst versehen mag an seinen vier Hufen, wenn er sich sein Gewaffen selbst schmieden kann in ganzer Kunstfertigkeit; darum ist das Schmiedehandwerk vor Zeiten ein ritterlich Werk

gewesen und die alten Helden haben den Hammer geführt so mächtig als das Schwert. Mancher gute Schmiedegesell hat mit dem Schwert, das er selbst gehämmert hat, nachgehends gewaltige Thaten gethan und mancher Waffenschmied ist ein Ritter geworden von Kaiser und Reich!"

Werners Auge leuchteten; all das, was der Meister da so klar sprach, hatte er als Knabe in dunkeln Andeutungen und Sprüchen schon von Meister Boldewyn vernommen, er hatte Aehnliches oft gedacht, seine Seele aber war eitel Freude, als er es nun so bestimmt von Meister Fettweiß ausgesprochen hörte.

Darauf gingen sie Beide, der Meister und sein Gesell, zum Abendessen hinüber in das Haus; dort war Alles wie sonst und die Gesellen und Knechte bemerkten auch nichts, die drei stillen, großen Töchter des Meisters aber sprachen, als sie in ihrer Kammer zu Bett gingen, untereinander von Werner. „Habt ihr wohl bemerkt, wie des Gesellen, des Werners, Augen heut Abend geleuchtet haben? er schien eines Kopfes höher als sonst und war nicht als wie ein andrer Mensch!" begann Magdalene, die älteste von den dreien, und senkte das Haupt noch tiefer als sonst.

Die zweite der Schwestern, Jacobine geheißen, blickte zur Seite und sprach leise: „der Gesell Werner ist niemals gewesen wie andere Gesellen sind, heut zu Abend aber war er so vornehm, wie mancher Edelmann nicht ist!“

Die dritte Schwester Margarethe sagte kein Wort dazu, sie fuhr fort sich schweigend auszukleiden. „Merkt ihr nicht,“ redete Magdalene weiter, „daß Vater und Mutter viel anders gegen ihn sind, als mit den Gesellen sonst? Es ist mit dem Werner etwas Heimliches!“

„Das heimliche“ entgegnete Jacobine, „das haben wir Alle gesehen, ich sah ihn noch wie er das Roß bestieg und zähmte, der schöne Falbe, der jetzt des Herrn Churfürsten Leibroß ist; die Gnade, die der Churfürst dem Gesellen geschenkt, das ist das Geheimniß!“

„Das ist's nicht allein,„ sprach Magdalene kopfschüttelnd, „er ist nicht wie Andre!“

„Er ist klug, er ist klüger wie Andre,“ gab Jacobine lächelnd zu, „weißt Du was der Vater neulich der Mutter von ihm erzählt hat? Die Mutter hat mir's heute wieder gesagt!“

Neugierig wendete sich Magdalene der Schwester zu und auch Margarethe hob den Kopf verstohlen.

„Da haben die Gesellen in der Schmiede," erzählte Jacobine leise lachend und erröthend, „von ihren Meistertöchtern gesprochen, wie sie das bei der Arbeit öfter thun, hat der Vater gesagt, und sie haben dann von uns geredet und sich gewaltig verwundert, daß wir einander so ähnlich, als wenn das ein Wunder wär, da wir doch Schwestern sind! und Einer hat gemeint, er könne uns heut noch nicht unterscheiden und wisse niemals, welche von uns die Aelteste, welches die Mittlere und welches die Jüngste sei. Da sind die Andern beigefallen und haben gemeint, wir drei wären schmucke Mädchen, aber wir wären zum Verwechseln. Nur Werner hat still geschwiegen uud erst als sie ihn um seine Meinung befragt, da hat er gesagt, daß er uns vom ersten Tage an recht wohl habe unterscheiden können, denn die älteste Meistertochter, als wie Du Magdalene, habe Grübchen in Kinn und Wange, die zwei andern aber nicht, die Zweite, als wie ich, habe die Augenwimpern viel länger als die zwei andern und die Jüngste, unsere Margarethe, habe röthlich schimmernde, ganz kleine Ohren, während die Andern

größere und weiße Ohren hätten! So hat der Werner gesagt, daß er uns vom ersten Tage ab an diesen Zeichen hätte unterscheiden können. Die Zeichen treffen wohl zu und die Andern sind sehr verwundert gewesen, das nicht auch gesehen zu haben!"

„Es gefällt mir, daß uns der Werner an den Zeichen unterscheidet!" sagte Magdalene leise.

„Dir gefällt wohl der ganze Gesell?" flüsterte Jacobine sich zu der Schwester neigend.

„Der Werner wäre ein Mann für unsere Margarethe?" entgegnete Magdalene ausweichend.

„Warum just für die Kleinste? Du nähmest ihn also nicht?" fragte Jacobine rasch.

„Wie's Vater und Mutter befehlen!" murmelte Magdalene leise für sich, kaum hörbar und war bluthroth.

„Ich nähme ihn auch!" flüsterte Jacobine verschämt und offenherzig zugleich.

Die beiden Schwestern sahen sich ernsthaft an.

„Das ist böse," meinte endlich Jacobine den Kopf schüttelnd und ganz leise, „wir lieben also alle drei den einen Gesellen?"

„Die Kleine hat nicht ein Wort gesagt!" erwiederte Magdalene verwundert.

„Das ist's eben," versicherte Jacobine altklug, „mit uns hat's noch keine Noth, wir werden die Liebe wieder los, die arme Margarethe nicht mehr, wenn die Liebe groß ist, spricht sie nicht mehr!"

„Was Du Alles weißt!" wunderte sich die älteste Schwester.

„Ich weiß noch mehr!" sagte Jacobine geheimnißvoll.

„Der Vater hat zur Mutter gesagt, rothe Ohren deuten auf ein verliebt Gemüth, die Mutter hat wohl gelacht, als sie mir das wieder erzählte, aber sie hat nicht gemeint, es sei nicht wahr, ich weiß auch warum!"

„Warum denn, Bine!" fragte Magdalene neugierig.

„Hast Du denn noch nicht gesehen, Lenchen," fuhr Jacobine fort, „daß die Mutter, ganz wie unsre Jüngste, kleine rothe Ohren hat und daß sie noch immer schrecklich verliebt in unsern Vater ist?"

Die Aelteste nickte zustimmend, dann sagte sie mit einem kleinen Seufzer: „Du siehst, Binchen, daß ich recht hatte, als ich sagte, der Gesell wäre ein Mann für unsere Jüngste, mir kam das nur so in den Mund, ich wußte nicht, warum ich das sagte,

jetzt weiß ich's, denn sie ist verliebt in ihn und kann nicht wieder frei kommen!"

„Wenn nun aber der Werner," fragte Jacobine ernsthaft, „unser Gretelchen nicht zur Frau will, sondern Dich, oder mich?"

„Und wenn er nun gar keine von uns will? setzte Magdalene hinzu.

„Das wäre doch gar zu schlimm für die arme Kleine," meinte Jacobine mit aufrichtigem Bedauern, „denn wir brächten's über, Du und ich, aber das Gretelchen ist so verliebt!"

Unter solchen Gesprächen hatten sich die drei Schwestern ausgekleidet, sie knieten nun mitsammen vor einem schönen Ebenholzbilde der heiligen Jungfrau und einem silbernen Lämplein davor, nieder und Eine nach der Andern sprach laut ihr Nachtgebet; dann stiegen sie in die große Bettstatt, in welcher sie gemeinschaftlich ihr Nachtlager hatten und legten sich nebeneinander nieder, jedoch so, daß die Jüngste zwischen den beiden Aeltern lag, als bedürfe dieselbe noch eines besondern Schutzes. Sie küßten auch das Gretelchen heut Abend viel zärtlicher als sonst, denn die beiden ältern Schwestern hatten zu viel Mitleid mit der Kleinen, weil die in

den Werner verliebt war und nicht wieder los kommen konnte.

Ganz Unrecht mochten die Mädchen auch nicht haben, denn als sowohl Magdalene als Jacobine schon längst schlummerten, da wachte Margarethe noch und schlief endlich unter Seufzen ein.

Aber Margarethe war nicht das einzige Menschenkind, welches in jener Neumondnacht im Hause des Meisters Fettweiß der Schlaf floh. Auch Werner Todt lag in der Kammer, die er seit einigen Tagen allein bewohnte, weil sein Schlafgesell gewandert war und dachte nicht an Schlaf. Er hatte sich gar nicht zu Bett gelegt, sondern hatte sein Schurzfell am Boden ausgebreitet, darauf hatte er sich hingestreckt und den Kopf auf die linke Hand gestützt. Das hatte er nicht gethan, so lange er einen Schlafgesellen hatte, aber so lag er fast jede Nacht, seit er allein war, denn es erinnerte ihn an die Herrenschmiede zu Poley und am liebsten war's ihm, wenn er also gelagert träumen und sinnen konnte.

Er blickte dann rückwärts in seine Vergangenheit, die sich alsbald in dem Dunkel seiner Kindheit verlor, er blickte vorwärts in die Zukunft, die

nicht weniger dunkel vor ihm lag. Arme Margarethe, der seltsame Gesell dachte an mancher Mutter Kind, nur nicht an die jüngste Tochter Deiner Mutter, er dachte auch an Frauen und Mädchen, Du aber warest nicht dabei! Er dachte an sein Engelke, an das dürftige, hagere, wilde Mädchen mit den einfältigen braunen Augen, an die stattliche, weiße, reiche und sittige Meistertochter dachte er nimmer. Vor seinen Blicken stand, außer dem Engelke, auch noch Frau Lieske, die Frau des jungen Voigt von Lahntop, die in ihm einen Blutsverwandten erkannte; auch Anne Dorothee mit ihrem röthlichen Haar und ihren Sommersprossen hatte einen Platz in seinen Gedanken, weil sie Engelke's und Ottokens Base war, selbst der guten, tauben, dicken, runden Muhme Erlenholz erinnerte sich Werner zuweilen mit Vergnügen, nur der Töchter seines Meisters gedachte er nicht.

Als der Schmiedegesell die Vergangenheit durchmustert, kehrte er sich zur Zukunft, die Gegenwart hatte keinen Platz da; er knüpfte die Zukunft an das, was heute in der Schwertfegerei geschehen, er zweifelte nicht, daß nicht nur Meister Fettweiß, sondern auch der Churfürst Herr Friedrich selbst, von

seiner Herkunft wußten, er schloß aber aus dem Benehmen, daß sie seine Pläne billigten.

Werner hatte sich nämlich in Poley fest entschlossen, als Schmiedegesell sein Leben ehrlich zu gewinnen, bis er an Sanct Clarentag nach vollendetem achtzehnten Jahre auf dem Dome zu Brandenburg gewesen. Es war ächte Edelmannsgesinnung, welche ihn zu diesem Entschluß trieb, der Edelmann in ihm sträubte sich gegen jede Unterthänigkeit und jede Bettelei, denn wollte er nicht Schmied sein, so mußte er Knecht werden, oder betteln. Nun, er war ein Schmiedegesell geworden und war es ganz und gar, aber er verlor niemals seine Zukunft aus den Augen, seine Abkunft und seine Rache! Er verkehrte, wie wir schon bemerkt, in dem Dominicaner-Kloster, er lernte sehr rasch aus großem Eifer lesen und schreiben und wie er ehedem die Fülle der Lebenserfahrungen aus dem Munde des Schmiedes Boldewyn vernommen und in sich aufgenommen, so lauschte er jetzt den Reden seines priesterlichen Lehrers, der nicht karg war mit seinem Berichte aus dem unbekannten Lande der Bücherweisheit. Nach wenigen Monaten hatte Werner soviel oder noch mehr gelehrte Bildung und

Bücherweisheit gewonnen, als damals die Laien überhaupt besaßen. Ging doch selbst die Erziehung der Fürsten selten über Lesen und Schreiben und ein wenig, aber ganz wenig, Rechnen hinaus!

Aber auch die ritterlichen Uebungen versäumte Werner nicht, denn der ältere Sohn des Meister Fettweiß war ein Kriegsmann geworden und befehligte als Rottmeister eine Abtheilung der berlinischen Stadtwappner unter dem Stadthauptmann Tile von Selchow; der edle Herr aber sah's gerne, wenn der Friedrich Fettweiß die Wappner und Reisigen der Städte eifrig in allen Waffen übte und Fettweiß hatte den Gesellen seines Vaters als eine Art von Lehrmeister für die Wappner angestellt, denn Werner hatte eine wahre Meisterschaft in der Führung des Schwertes, sowie des Speer's, er focht mit Kolbe und Streitaxt eben so gut, wie Friedrich Fettweiß, der Rottmeister, welcher seines Vaters riesige Gestalt und dessen Kräfte, wenn auch nicht dessen klugen Sinn geerbt hatte.

Der alte Boldewyn war einst der Erste in allen diesen Künsten gewesen und Werner sein eifriger Schüler.

Werner überlegte das Alles sorgsam und klugen

Sinnes schloß er, daß der Churfürst, der gefürchtete und geliebte Eisenzahn, der ihm stets seine Theilnahme so gnädig gezeigt, daß der seine Pläne mit ihm habe und daß er also den mächtigsten Beschützer gefunden, den er haben konnte im alten Lande Mark Brandenburg und noch ein gutes Stück darüber hinaus. Sicherlich war es auf Befehl des Churfürsten geschehen, daß ihn Meister Fettweiß heute gefestet und gefeit, und vielleicht war es auch auf Befehl des Churfürsten, daß der Dominicaner sich vor einigen Tagen erboten, ihm ein wenig von der lateinischen Sprache zu lehren. Freilich hatte der Mönch auch dafür, wie zuvor für das Lesen und Schreiben, Geld von ihm genommen, aber das war ihm um so lieber, auch fehlte es ihm nicht an Geld, denn er verdiente ein gut Stück Geld als Schmied und von den vier Goldstücken, die ihm der Voigt von Lahntop einst gegeben, hatte er immer noch zwei.

Der Schmiedgesell überlegte, wie sehr es ihm geglückt überall, wie er, außer dem Junker von Poley, nur Freunde gefunden im Leben, Boldewyn, Engelke, Ottoken, Frau Lieske und die Voigte von Lahntop, den trefflichen Meister Jürgen Jühner in

Spandow, den Meister Fettweiß, den alten Herrn Tile von Selchow und endlich den durchlauchtigen Churfürsten selbst; er erkannte, daß bis jetzt immer eine geheimnißvolle Macht neben ihm hergeschritten sei im Leben und ihm den Pfad geebnet habe — wie merkwürdig, daß er in dem Falben mit schwarzer Mähne das Fohlen wieder finden mußte, das einst der edle Herr von Winterfeld dem Schmiede von Poley auf die Weide gegeben!

Werner, durch den Schmied Boldewyn von Jugend auf mit Geheimnissen aller Art vertraut gemacht, auf die Wunder der Natur und ihre geheimen Kräfte namentlich hingewiesen, fühlte sich von dem was ihn geheimnißvoll anwehete auf seinem Lebenswege durchaus nicht beängstigt, oder auch nur belästigt, im Gegentheil, er sah darin eine besondere Begünstigung, er brachte Alles mit seiner Bestimmung zur Rache in Verbindung, er fühlte sich als den berufenen Rächer seines Vaters und seiner Mutter und war fast überzeugt, daß ihm als solcher etwa ganz besondere, geheimnißvolle Begünstigungen zu Theil würden. Glücklicher Weise hatte sich der Gesichtskreis des jungen Mannes, seitdem er Poley verlassen, mächtig erweitert; er gehörte zu den glück-

lichen Naturen, bei denen Phantasie und Verstand nicht im Kampfe liegen, sondern in denen sich beide Kräfte harmonisch verbinden, er träumte viel, aber er dachte noch mehr, er glaubte mancherlei, aber er erkannte auch genug und seine Ahnungen warnten ihn oft zur rechten Zeit den Erfahrungen nicht allzu viel zu trauen.

Werner's Trieb nach Rache war nicht geringer geworden, aber er hatte erkannt, daß die Rache nur ein Theil, nicht das Ganze seiner Lebensaufgabe sein müsse, er begriff nun, was es zu bedeuten gehabt, als er hörte, er müsse als ein Ritter kommen, um Rache zu nehmen.

Der Schmiedegesell da auf dem Schurzfell in der einsamen Dachkammer, er wußte, daß er in wenigen Jahren ein Ritter sein werde; wie er dazu kommen werde, das wußte er nicht, und wenn er auf der einen Seite seinen Ahnungen und geheimnißvollen Andeutungen fest vertraute, so war er klug genug auf der andern Seite, sich mit Eifer um Alles zu bewerben und zu bemühen, was ein Ritter seiner Ansicht nach nothwendig besitzen mußte.

Das aber ist das Wesen der bedeutenden Männer

jener und eigentlich aller Zeiten, daß sie fest an ihre Bestimmung glauben und mit kindlichem Vertrauen sich dem geheimnißvollen Zuge hingeben, den sie als göttliche Führung mehr oder minder klar erkennen, jenem Zuge, der sie zum Ziele führt, daß sie aber zu gleicher Zeit nichts versäumen, was sie tüchtig zu ihrer Bestimmung macht. Wem das Eine fehlt, dem fehlt der Schwung und er wird es mit allem Wissen und Verstehen zu keiner großen That bringen; wem das Andere fehlt, der ist ein Phantast und er wird, trotz der mächtigsten Anläufe, nie zum Sprung kommen.

Jenes fünfzehnte Jahrhundert hatte noch einen Reichthum an großen Männern und großen Thaten!

Während Werner Todt auf seinem Kämmerlein in herzlicher Dankbarkeit der redlichen und treuen Freunde gedachte, welche ihm so kräftig beigestanden, Jeder in seiner Weise, auf seiner Lebensfahrt, beschlich ihn da nicht eine leise Ahnung, daß er neben den Freunden auch Feinde haben könnte? Werner aber kannte keinen Feind außer dem Junker von Poley und dem traute er die langen Hände nicht zu, die Hände, die von Poley bis Berlin reichen. Er glaubte nicht einmal, daß der Junker seinen

Aufenthalt in Berlin wisse, denn er hatte ihn krank und elend auf dem Siechbette verlassen.

Seit jenem Tage aber war manche Woche in's Land gegangen und der Junker Torban Paridam von Poley war nicht ein so ganz verächtlicher Feind; der Junker war geizig, aber für seine Pläne schonte er des Geldes niemals.

Werner hatte keine Ahnung davon, daß auch seine Feinde thätig, daß sie nicht fern von ihm auch in dieser Nacht rührig und wenn er es geahnet, oder gewußt, er würde für sie schwerlich mehr gehabt haben, als jenes bittere Lächeln der Verachtung, mit welchem die Jugend in jenem Uebermuth, der ihr sonst so wohl steht, die Gegner abzufertigen liebt. Werner war noch nicht in dem Alter, wo man auch dem kleinsten Feind aufmerksame Beachtung schenkt, weil man gelernt hat, daß es Stunden, Augenblicke geben kann, in denen selbst der verächtlichste Gegner bis zum Tode zu treffen vermag, wenn man auf seinen Angriff nicht gerüstet ist.

Nicht fern von dem Schmiedehofe des Meisters Fettweiß, in der Fischerstraße zu Köln an der Spree, lag ein altes, kleines Haus, welches den schwarzen Brüdern, den Dominicanern, gehörte; es war dem

Kloster als Vermächtniß zugefallen von einem reichen Bürger, welcher unbeerbt mit Tode abging und die Sünden seines unerbaulichen Lebenswandels durch reiche Schenkungen an die Kirche tilgen zu können hoffte. Doch sollte das Haus in der Fischerstraße den schwarzen Brüdern erst nach dem Tode einer alten Magd zufallen, welcher lebenslänglich der Nießbrauch zustand.

Jene alte Magd nun, welche eine glatte, dunkelaugige Tochter, eine freche und üppige Dirne bei sich hatte, war durch die Schenkung mit den Dominicanern in Verbindung gekommen und besorgte in der Stille allerlei Geschäfte und Aufträge für die geistlichen Herrn, die, zum Theil wenigstens, ganz unverfänglich waren, aber doch nicht ganz zu jener Heiligkeit stimmten, in deren Geruch sich zu setzen und zu erhalten die Predigermönche immer eifrig beflissen gewesen.

Die Herkenbertin, so hieß das Weib, stand in keinem guten Rufe, obwohl sich mit Bestimmtheit wenig von ihr sagen ließ; ihre Tochter aber war in ganz jungen Jahren noch mit einem Hauptmann aus Pommern in den Krieg gezogen, zwei Jahre

fern geblieben und erst seit kurzer Zeit wieder bei der Mutter.

In jener Nacht nun saß die Herkenbertin mit ihrer Tochter vor dem Kamine, in welchem einige Reisigbündel knisterten; die Alte wärmte sich an der Flamme, denn es war kalt und sie fror, trotz des großen Schafpelzes, in den sie sich dicht gehüllt. Die Tochter aber dehnte sich faul auf einer Bank, hinter welcher eine Tonne stand, welche statt des Tisches diente und eine kleine Lampe trug. Das tiefe, feuchte Gemach zeugte nicht von Armuth, denn es fehlte darin nicht an Geräthen und Gegenständen selbst von Werth, wohl aber von großer Unordnung und Unreinlichkeit.

Die Tochter konnte ein hübsches Weib heißen, ihr Auge war dunkel und leidenschaftlich, ihr Gesicht glatt und ihre Formen von schöner Rundung, nur war ihr Ausdruck sowohl wie ihre Haltung über alle Begriffe frech und ihre Kleidung liederlich und schmutzig in hohem Grade. Ihr Kleid war über der Brust zerrissen und ihr ziemlich neues Obergewand sah zerlumpt aus, weil der Pelzbesatz in Fetzen lose heraushing.

Neben diesem Weibsbild stand eine zinnerne

Kanne mit dem hitzigen aber herben Wein, den die Brüder Cisterzienser in den Marken so häufig angebaut, eine Cultur, von der jetzt immer noch schwache Spuren übrig sind. Gewiß war der Weinbau für die Marken in jenen Zeiten ein Segen, er mußte aber verschwinden, als durch die Mehrung der Verkehrswege bessere Weine leichter hierhergebracht werden konnten. Vielleicht war der märkische Landwein nur selten von einer Beschaffenheit, die seinen Genuß ermöglichte, aber man kochte ihn mit Honig und Gewürzen ab und gewann so ein Getränk, das namentlich zu den sogenannten Schlaftrünken benutzt wurde.

Es ging damals Niemand ohne seinen Schlaftrunk zu Bette, selbst vornehmen Frauen wurde er vor das Bett gesetzt; um sich solche und ähnliche Gewohnheiten, das unmäßige Trinken überhaupt, in jenen Zeiten zu erklären, muß man nicht vergessen, daß unsere Vorvordern fast nur von Fleisch, namentlich gesalzenem, gepökeltem oder geräuchertem, und stark gewürzten, besonders übermäßig gepfefferten Speisen lebten. Der Verbrauch von Gewürzen war, trotz ihrer hohen Preise, ein ganz unglaublicher. Auch kommen hier die zahlreichen Fastenzeiten in

Betracht, wo die Mehrzahl auf gesalzene Fische, namentlich den Häring, angewiesen war. Das Trinken war vielfach da, wo wir Uebermaß und Völlerei sehen, nichts weiter, als die nothwendige Folge der ganzen Lebensweise. Namentlich wird das bei dem Trinken der Frauen zutreffen, für welche es weder Thee, noch Caffee, noch sonst ein Getränk der Art gab, selbst die Milchwirthschaft jener Tage konnte in seltenen Fällen nur dem Bedürfniß genügen. Uebrigens war das Klima unseres Vaterlandes im Mittelalter und später noch, der dichten und ausgedehnten Wälder, der großen Sümpfe wegen viel rauher und auch das erklärt, warum damals so oft „starke Trünke fielen," wie sich ein Chronist ausdrückt.

Auch Beate hatte eben einen starken Trunk gethan, sie klappte den Deckel des Krugs geräuschvoll zu, stellte ihn hin und sagte, sich dehnend: „Ich habe den Schmiedegesellen von der Spandower Brücke ausgefragt, Mutter, es wird schwer halten, an den Werner zu kommen; auch der lobte ihn, als wäre er ein Fürst im Reich und so sprechen die Schmiedegesellen Alle von ihm. Jeder erzählt mir die Geschichte, wie er dem Churfürsten das Leibroß

gezähmt, das hat ihm ein erschrecklich Ansehen gegeben und selbst der hochmüthige Meister Fettweiß soll ihn wie seinen eigenen Sohn halten; wir müssen's doch mit dem Gerlof versuchen, das ist der Einzige, den wir an ihn bringen können!"

„Du mußt mit dem rothen Gerlof reden, Beate!" sprach die Mutter im Ton der Ueberredung.

„Ich thu's nicht gern," erwiederte die Dirne, „die Sache kann schief ablaufen und dann bin ich um den einzigen Galan!"

„Du bist so hübsch, daß Du zehn haben kannst, bessere wie der Gerlof!" schmeichelte die Mutter.

„Das weiß ich," entgegnete die Tochter ruhig, „aber keinen Galan, der mich wieder ehrlich machen thut und mich zu seiner Frau nimmt!"

„Wozu brauchst Du ehrlich zu sein?" lachte die Herkenbertin höhnisch, „Du willst besser sein als Deine Mutter! Doch was nützt dies? Mit einem Mann hätte ich's nimmer so weit gebracht!"

„Ich will aber eine ehrliche Frau werden!" rief das Frauenzimmer trotzig.

„Dann nimm den Gerlof, aber gerade dann laß ihn anbinden mit dem Schmiedegesellen," lockte die Mutter, „er verdient ein schön Stück Geld dabei

und wir gehen nicht leer aus; ich weiß manche ehrliche Frau, die ihre Wirthschaft mit viel weniger als dreißig Gulden angefangen hat!“

„Wenn's aber schief geht?“ sagte Beate und that einen kräftigen Zug.

„Wagen gewinnt!“ meinte die Herkenbertin.

„Es geht ihm an den Hals!“

„Nicht, wenn er's geschickt macht,“ tröstete die Mutter, „die schwarzen Brüder nehmen ihn in's Asyl und helfen ihm fort, ein Todtschlag aus Zufall, höchstens aus Unvorsichtigkeit, wer will das sagen?“

„Der Schmiedegesell ist ein Meister mit dem Schwert!“

Die Mutter zuckte mit den Achseln, sie wollte von den Bedenklichkeiten der Tochter weiter nichts hören, auch wußte sie recht gut, daß die Dirne schon fest entschlossen war, ihren Galan an den Schmiedegesellen Werner Todt zu hetzen, um des schnöden Gewinns willen, daß sie nur noch Einwendungen machte, um sie widerlegt zu hören; dazu aber hatte die Mutter keine Lust mehr, sie war von zu hartem Stoff, um solche Kindereien zu treiben. Man brauchte nur das gemeine, plumpe Gesicht des

Weibes anzusehen, die wilden, gierigen Augen, die platte Nase und die eckige, niedrige Stirn, um sich von ihrer Härte und Bösartigkeit zu überzeugen. Dennoch war dieses Weib einst schön gewesen, wirklich schön, viel mehr als die Tochter!

„Und was ist's denn eigentlich mit dem Schmiedegesellen?" fragte Beate.

„Gerlof muß gleich kommen!" versetzte die Herkenbertin ausweichend.

„Du willst's mir nicht sagen!" rief die Tochter ärgerlich.

„Der Pater hat mir selbst nichts gesagt!" entschuldigte sich die Mutter.

„Das mag Dir ein Anderer glauben, Mutter," sagte Beate lachend, indem sie den Krug nahm, „ich glaube Dir's nicht, denn ich weiß, daß Du Dich nicht in Geschichten einlässest, die Du nicht ganz genau kennst und da thust Du auch recht daran; ich werde es ebenso machen!"

Die Mutter warf der Tochter einen bösen Drohblick zu, doch mochte sie sich rasch erinnern, daß Beate allein durch ihre Reize den Gerlof gewinnen könne, darum sagte sie schmeichelnd: „Es ist ein Edelmanns-Bastard, der Schmiedegesell, und da ist

Einer, dem er das Erbgut nehmen will, der hat sich an den Pater Frizzo gewendet und große Gaben zugesagt, wenn er's so macht, daß der Bastard über die Seite kommt, das ist Alles, was ich weiß!"

„Große Gaben zugesagt," murrte die Tochter, „wir werden das Wenigste davon bekommen! Diese Pfaffen sind geizig!"

„Doch nicht immer," warf die Mutter ein, „ich dächte, daß Du Dich nicht über ihren Geiz beschweren könntest!"

Es lag ein furchtbarer Hohn in den Mienen und in der Stimme des alten Weibes, als sie das sagte und mit einem wilden Triumph blickte sie auf die Dirne nieder, die bei diesen Worten todtenbleich zurück sank, dann aber wie ein Pfeil empor sprang und den Zinnkrug, den sie in der Hand hielt, mit einer solchen Gewalt auf den Estrich schmetterte, daß er sich fast plattete.

Wie eine Furie stand das Mädchen mit glühenden Augen da.

Die Herkenbertin hatte diesen wilden Ausbruch wohl vorausgesehen; es lag ihr daran, ihre Tochter für die finstere That zu gewinnen, über welcher sie brütete, aber sie hatte dem Drange ihrer Bösartig-

keit nicht zu widerstehen vermocht, sie konnte den Kitzel, der Dirne weh zu thun, nicht unterdrücken.

„Wenn Gerlof kommt," keuchte das Mädchen in wilder Wuth, „werde ich ihm befehlen, daß er Dich prügelt, so prügelt, daß Du keinen heilen Fleck mehr am Leibe hast!"

„Das wirst Du nicht thun!" sagte die Herkenbertin grinsend.

„Ich werde es!" rief Beate, mit dem Fuße stampfend.

„Oh nein," höhnte die Alte grimmig, „denn Gerlof muß fort, wenn er Dienst hat und dann habe ich Dich allein, mein Täubchen, und Du weißt schon, was ich mit Dir mache, wenn ich Dich allein habe; siehst Du, mein Täubchen, ich will's Dir auch noch ein Mal sagen, wenn Du es vergessen haben solltest, denn es ist allerdings ein Weilchen her, daß ich's mit Dir so gut meinte. Siehst Du, da binde ich Dir die beiden weichen Patschchen zusammen, hänge Dich mit denselben an den Haken da, reiße Dir die Kleider vom Leibe und haue Dich mit dem kleinen Strick da, in den ich vorher einige Knoten knüpfe, bis Dir das rothe Blut über den Rücken läuft und die glatte Haut

in Fetzen davon fliegt. Siehst Du, mein Täubchen, so ergeht es Dir, wenn ich Dich allein habe, Du weißt nun, mit wem Du zu thun hast!"

Es war eine so furchtbare Drohung in dem Tone der Alten, daß Beate schaudernd sich abwendete und sich dann wie erschöpft wieder auf die Bank setzte. Kaum bemerkte das die Mutter, als ein höhnisches Grinsen über ihr Gesicht fuhr. Sie hatte einen neuen Gedanken, sie wollte den Schreck benutzen, den sie dem Mädchen eingeflößt, und ihr grimmig in's Gesicht sehend sprach sie: „Und ebenso soll's Dir ergehen, wenn der rothe Gerlof nicht heute noch verspricht, mit dem Schmiedegesellen Werner anzubinden; ich kenne den wüsten Kerl, den Gerlof, er ist so verliebt in Deine glatte Fratze, daß er vom Marienthurm herunterspringen würde, wenn Du's ihm befehlen und ihm einen Kuß dafür versprechen thätest. Es liegt also an Dir allein, Dirne, wenn's nicht zu Stande kommt, darum, Du siehst den Haken da und den Strick auch, verlaß Dich darauf, Du bekommst mit ihnen zu thun, wenn der Gerlof fortgeht, ohne das Versprechen geleistet zu haben!"

Thränen der Wuth drangen zwischen den Wimpern des Mädchens durch, aber sie entgegnete kein Wort.

Es trat eine tiefe Stille ein, das Reisig im Kamin war niedergebrannt, da klopfte es zwei Mal an die Thür draußen.

„Es ist Gerlof," sprach die Alte, „ich werde ihn einlassen, wirf Reisig auf und fülle ihm einen Becher, dann aber denk' an das, was ich Dir gesagt habe."

Die Mutter ging hinaus, Beate sprang auf und that, was ihr befohlen, aber zwischen den zusammengezogenen Falten der Stirn stand ein furchtbarer Entschluß. Die Herkenbertin hatte den Bogen zu straff gespannt, er mußte brechen.

Mit freundlicher Miene empfing die Dirne ihren Galan, es war ein großer, rothbärtiger Gesell, von grimmigem, verwildertem Ansehen, vollständig gerüstet, ein Wappner der Städte Berlin und Köln, der zur Rotte des jungen Fettweiß gehörte und oft mit Werner Todt gefochten hatte.

Mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaftlichkeit umfaßte der Wappner das Mädchen, das sich zärtlich an ihn schmiegte und ihn unter rauhen Liebkosungen auf die Bank zog. Es war in diesen Liebkosungen eine solche Flamme von Leidenschaft, daß sie zuweilen wie veredelnd durch das wüste

Dunkel von Verwilderung und Gemeinheit hindurchleuchtete, wenn auch nur auf Augenblicke.

Trinkend und kosend, wenn man diesen zarten Ausdruck noch auf die bärenmäßigen Umarmungen des wilden Gesellen anwenden kann, saß der Wappner Gerlof bei seinem Liebchen; Beate war zärtlicher und hingebender als je, sie hatte es gelitten, daß er sie auf seinen Schooß zog, sie sprach aber kein Wort von dem Anschlag, zu dem sie ihn bereden sollte. Da schaute sie auf einmal auf und ihr Blick fiel auf ihre Mutter.

Die Herkenbertin saß ihr gegenüber, schaute sie höhnisch grinsend an und fuhr fort Knoten in den Strick zu knüpfen.

Die Tochter verstand die neue Drohung, sie nickte finster und begann dann mit dem Wappner hastig zu flüstern, aufmerksam lauschte das gräßliche Weib, was es nicht hörte errieth es. Gerlof weigerte sich erst standhaft, auf solchen Anschlag einzugehen, er schätzte den Werner Todt, als einen trefflichen Gesellen, er wußte auch, daß es nicht leicht sein werde, ihm beizukommen. Aber Beate schmeichelte und küßte, liebkosete und lachte; die Alte merkte, daß der harte Gesell weich wurde, sie stand auf und

ging hinaus, um die Liebesleutchen nicht scheu zu machen, wie sie schmeichlerisch sagte.

Kaum hatte sie das Gemach verlassen, da legte Beate beide Hände auf den Mund des Wappners und sprach wild: „Sprich kein Wort, Gerlof, höre was ich Dir sage, wir haben nur einige Augenblicke Zeit, denn sie geht hinauf, um uns von oben zu belauschen, es ist ein Spalt in der Decke. Sie will, daß Du an den Werner kommst, ich will es nicht, denn es ist Dein Verderben; sie hat mir gedroht, daß sie mich an den Haken dort hängen und mich mit dem Knotenstrick da blutig peitschen will, wenn ich Dich nicht bewege, den Werner zu morden. Sie hat mich schon einmal dort aufgehängt und mich bis auf's Blut gegeißelt, sie thut's wieder! Still, kein Wort, Gerlof, antworte mit einem Augenwink, kannst Du in der Nacht mit mir die Stadt verlassen? Gut! ich gehe mit Dir und in der nächsten Stadt machst Du mich zu Deinem Weibe, nicht? Gut! ich weiß, wo die Alte ihr Geld hat, wir nehmen viel Geld mit. Von nun an reden wir laut und nur von dem Anschlage auf Werner, denn sie hört uns, wenn sie aber herunter kommt, mußt Du sie fassen und sie binden, ich stopfe ihr

einen Knebel in den Mund, wir hängen sie bei den Händen an dem Nagel auf und Du peitschest sie mit dem Knotenstrick, dann nehmen wir ihr Geld, gehen davon, schließen die Thür und lassen sie hängen. Gut! jetzt sprich laut, daß Du den Werner unversehens überfallen willst!"

Das Mädchen nahm die Hände von dem Munde des Wappners und schmiegte sich wieder zärtlich an ihn, der aber holte tief Athem und sprach von dem Anschlag auf Werner. Seine Stimme indessen bebte und seine Augen glüheten wie die eines Raubthiers die Erzählung von der Mißhandlung seiner Geliebten hatte sein Blut zum Kochen gebracht. Er war kaum im Stande, sich zurück zu halten.

Eine Viertelstunde danach, die dem Paar unendlich dünkte, kehrte die Alte zurück; ihr Erscheinen allein aber brachte eine solche Wirkung auf den Kriegsmann hervor, daß er nicht länger mehr im Stande war, sich zu halten, er fuhr empor und warf das Weib mit einem Faustschlag zu Boden. Zwar wehrte sich die wüthende Herkenbertin, welche große Körperkraft besaß, auf's Grimmigste, als sie von der Ueberraschung zu sich kam, aber der eine

Augenblick hatte hingereicht, all' ihr Sträuben unnütz zu machen, denn ihre Tochter, die schon vorher ein Stück Pelz zusammen gedreht hatte, zwängte ihr diesen furchtbaren Knebel in den Mund und verhinderte sie so am Schreien, während Gerlof ihre Hände in eine laufende Schlinge gezogen und sie so wehrlos gemacht hatte. Wüthend sträubte sich die Furie mit den Füßen, sie war aber dem Gerlof nicht gewachsen, der nun das Ende des Stricks über den Haken warf und die Herkenbertin an den zusammengebundenen Händen so weit aufzog, daß sie etwa einen Fuß hoch über dem Fußboden schwebte. So war sie völlig wehrlos, Gerlof befestigte den Strick, während Beate, unbekümmert um die heiße Asche, die steinerne Deckplatte des Kamins aufbrach und zwei lederne Geldsäckchen hervorzog.

Vielleicht war dieser Anblick für die Herkenbertin eine schärfere Züchtigung, als die, welche ihr der Wappner zu Theil werden ließ, obgleich derselbe mit dem für seine Geliebte bestimmten Knotenstrick mit einer Wuth auf das Weib loshieb, die ihn ganz sinnlos zu machen schien. Fast mit Gewalt riß ihn Beate endlich zurück, lachend nahm sie noch den

Kapuzenmantel der Mutter um, dann ging sie mit ihrem Geliebten hinaus und schloß die Hausthür sorgfältig.

Das Alles geschah also zwischen Abend und Morgen! —

Neuntes Capitel.

Mit der linken Hand.

Zu ganz früher Morgenstunde war es, am Tage nach der eben geschilderten Nacht, als Werner Todt von dem Schmiedehof in der Roscherstraße nach dem Kloster der Dominicaner eilte, um dort bei dem Pater Bilibald seine lateinische Lection zu nehmen, bevor die Arbeit in der Schmiede begann. Es war noch völlig finster, denn Werner hielt mit großer Pflichttreue daran fest, niemals seine Obliegenheiten als Schmiedegesell über dem zu versäumen, was er zu seiner ferneren Ausbildung unternahm, obwohl ihm Meister Fettweiß gern nachgesehen hätte, wie er ihm auch bisweilen andeutete.

Der Weg nach dem Kloster der Predigermönche war nicht weit, dasselbe lag in der Brüderstraße, die von ihnen den Namen hatte, denn die Domi=

nicaner hießen im Munde des Volkes, von ihrer Kleidung, die schwarzen Brüder; eben so hießen die Franziskaner die grauen Brüder, deren Kloster lag in Berlin und die Klosterstraße hatte von ihm den Namen.

Der Klosterpförtner öffnete dem Schmiedegesellen sofort, weil ihm der Schüler des gelehrten Pater Bilibald, welcher jeden Morgen um diese Stunde kam, wohl bekannt war und ließ ihn allein zur Zelle seines Lehrers gehen. So kam es, daß Werner zu einer Stunde, in welcher sonst kein Laie die Clausur betrat, durch den matterleuchteten Kreuzgang wandelte. Ihm war auf diesem Wege sonst niemals Einer der Mönche begegnet, deßhalb war er einigermaßen überrascht, als er beim Eintritt in das Tabulat auf zwei Mönche stieß.

Dieselben standen am Fuß der Treppe und waren von dem schwachen Licht einer ewigen Lampe, welche dort vor einem Marienbilde hing, beleuchtet; den Einen kannte Werner, es war der Klosterschaffner Pater Frizzo, den Andern aber kannte er auch, nur wußte er nicht, wo er das Gesicht schon gesehen, hier im Kloster war's nicht gewesen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte er im Vorübergehen.

„In Ewigkeit, Amen! mein Sohn!“ antwortete Pater Frizzo.

Werner hörte noch, wie der Klosterschaffner zu dem Andern sprach: „Das ist der fleißige Schüler unseres gelehrten Bruders Bilibald, von welchem ich Dir schon erzählt!“

Es war gar nichts Auffälliges in der Rede des Mönchs und doch machte Werner der Ton stutzen, in welchem sie gesprochen, er stand einen Augenblick stille, dann ging er weiter, er wußte jetzt, wo er den andern Mönch gesehen; es war in Poley gewesen, einige Tage nach dem Tode der alten Ilse — in der Nähe von Poley hatten die Dominicaner zwar kein eigentliches Kloster, obwohl man es so nannte, aber einen Klosterhof mit einer Kapelle und einem Convictorium, wo sich oft Mehrere der schwarzen Brüder für längere Zeit aufhielten. Werner erinnerte sich jetzt auch, daß der Junker von Poley selbst einen Dominicaner zu der Leiche der alten Ilse gerufen und dieser Mönch befand sich jetzt hier.

Durch Werner's Seele blitzte der Gedanke, daß

dieser Kuttenträger im Auftrage seines Todfeindes, des Junkers von Poley, hierhergekommen sein könne und das, was Pater Frizzo gesprochen, bestärkte ihn in diesem Glauben. Doch hielt er er an sich und trat, ernst und bescheiden grüßend, wie immer in die Zelle seines Lehrers.

Der greise Priester empfing ihn freundlich und begann sofort den lateinischen Unterricht, der heute darin bestand, daß er seinem Schüler eine lateinische Urkunde vorlegte, sie ihn lesen ließ und ihm die einzelnen Worte, welche er noch nicht wußte, so lange vorsagte, bis er sie behielt und so endlich die lateinische Urkunde in deutscher Sprache wiedergeben konnte.

Man sieht, Werner lernte nicht Latein, um seiner Bildung eine gründliche, klassische Unterlage zu geben, sondern lediglich zu dem einen Endzweck, um Urkunden lesen und verstehen zu können. Werner hatte das dem gelehrten Bilibald nicht gesagt, es von ihm nicht gefordert, wahrscheinlich verstand er den Unterschied beider Lehrmethoden gar nicht, Bilibald aber mochte eine Ahnung von der Art des gelehrten Bedürfnisses des jungen Menschen haben, vielleicht auch folgte er einer geheimen Anweisung.

Indessen gab er sich auch Mühe, seinen Zögling lateinisch sprechen zu lehren und wenn er überhaupt die großen und seltenen Fähigkeiten Werner's bewunderte, so staunte er im Stillen; nie redete er davon, über die Leichtigkeit, mit welcher Werner in kurzer Zeit eine Menge von Vocabeln merkte und mit welchem Scharfsinn er sich des ihm zu Gebote stehenden Wörtervorraths bediente, um das auszusprechen, was er wollte; freilich litten dabei die Regeln der wahren Latinität auf's Jämmerlichste, aber die Kirche selbst war nachsichtig in dem Punkte und für den Pater Bilibald kam es nur darauf an, diesen Schüler so bald als möglich so weit zu bringen, daß er Urkunden lesen und verstehen und sich zur Noth in lateinischen Worten verständlich machen könne. Der Mönch aber übte seinen Schüler im Sprechen, indem er ihm bald lateinische Sätze vorsprach, die Dieser in's Deutsche, bald deutsche, die Dieser in's Lateinische übersetzen mußte.

Mitten in dieser Uebung nun sprach der Mönch folgenden Satz: „Violentus ille postquam multa flagitia patravit infanti eripuit beneficium, nec homicidium repudiavit, quo spolia retineat; at

Deus omnipotens defensor justi vindexque criminis, tutor pupillorum, qui ei confidunt et inimicitias perhorrescunt, quibus implicare eos studuit dolus et malitia inimici. Sicut scriptum est apud Sanctum Matthaeum: Estote ergo et astuti ut serpentes." Werner aber übersetzte langsam: „Der Gewaltthätige raubte nach vielen Bosheiten das Erbe des Unmündigen und er wird auch den Mord nicht scheuen, sich im Besitz zu erhalten; aber der allmächtige Gott ist ein Schützer des Rechts und ein Vater der Waisen, wenn sie ihm vertrauen und scheuen Hader und Feindschaft, in die sie durch böse List verflochten werden. Es steht beim heiligen Matthäus geschrieben: Seid also auch klug wie die Schlangen sind."

Je weiter Werner übersetzte, desto größer wurden seine Augen, war das eine Warnung? Hatte der Lehrer Kunde von einer Gefahr, welche dem Schüler drohete? Kam diese Gefahr von dem Junker von Poley und dem Mönch, dem er an der Treppe im Corridor begegnet war? Werner versuchte im Antlitz des Paters zu lesen, aber das war unbewegt und verrieth in keinem Zuge eine erhöhete Theilnahme, oder eine Absicht. Es ist schwer, in dem Gesicht

eines alten Klostergeistlichen zu lesen, die Züge sind meist unbeweglich wie aus Stein gemeißelt; der junge Mensch gab es auch sofort auf, aber er nahm den Satz als eine Warnung und hütete sich wohl, weiter zu fragen, denn er konnte sich denken, daß sein Lehrer schon viel wagte, wenn er eine solche versteckte Andeutung gab in Bezug auf einen Anschlag, bei welchem Brüder seines Ordens sicherlich betheiligt waren. Um aber dem Warner zu zeigen, daß er die Warnung verstanden, übersetzte er den Satz, den er deutsch wiedergegeben, unaufgefordert noch einmal rückwärts in's Lateinische.

Der Pater nickte, das konnte ein Zeichen sein, daß er zufrieden sei mit der Uebersetzung, es konnte aber auch ein Zeichen des Einverständnisses sein. Werner nahm es für das letztere und wurde in seiner Meinung ganz gewiß, als ihm der Pater am Schluß der Lection, wie gewöhnlich, seinen Segen gab, dann aber noch einmal leisen Tones sprach: „Seid klug wie die Schlangen!“

Eine halbe Stunde später schnaufte der Blasbalg gewaltig in der Klingenschmiede des Meisters Fettweiß, Werner ließ den Hammer springen und

sah zugleich eifrig zu, wie sein Meister die Blutrinnen in eines Schlachtschwerts Klinge vorzeichnete.

Um dieselbe Zeit versammelten sich vor der Hausthür des Stadthauptmanns Tile von Selchow auf dem Hohensteinweg die Wappner der beiden Städte, welche unter dem Rottmeister Friedrich Fettweiß standen; sie waren dahin bestellt, weil der Rottmeister mit ihnen eine Waffenübung auf dem Platz vor dem Spandower Thore vornehmen wollte, bei welcher der Stadthauptmann niemals fehlte.

Der Rottmeister, der nicht nur seines Vaters riesige Gestalt, sondern auch die trefflichsten Waffen aus dessen Werkstatt hatte, sah sehr stattlich und guter Dinge aus, denn er gedachte Ehre einzulegen mit seinen Wappnern, für deren Bewaffnung mit Schwert, Speer, Streitaxt und Eisenhut er ebenso freigebig sorgte, wie er eifrig um deren fortdauernde Uebung sich bemühte. Die Rotte des Friedrich Fettweiß war die beste unter dem Kriegsvolk der beiden Städte, über achtzig ausgesucht kräftige Männer.

„Hinze Frischgemud, Hans Zegenbart, Conze Krumpfuz!“ rief der Rottmeister seine unteren Führer auf, um die Mannschaft ordnen zu lassen,

diese riefen dann wieder die Wappner, welche zu ihrer Schaar gehörten.

Da vernahm man seltsame Namen, aus denen man noch deutlich hervorklingen hörte, daß sie entweder von einer körperlichen Eigenschaft, oder dem Wohnort gekommen, oder aus einem Spitznamen hervorgegangen, vielleicht endlich auch nur einem zufälligen Umstande ihre Entstehung verdankten. Die bürgerlichen Zunamen waren damals noch nicht lange im Gebrauch, bis dahin hatte man sich mit den Taufnamen begnügt, ihnen höchstens einen Zusatz gegeben, um die verschiedenen Träger eines Taufnamens von einander zu unterscheiden; der Taufname war noch lange Zeit der Hauptname und Nennname auch im bürgerlichen Leben; erst vom fünfzehnten Jahrhundert an macht sich der ursprüngliche Zuname als Hauptname im Verkehr geltend und drückt den Taufnamen zu einem einfachen Vornamen herab, der nun zur Unterscheidung der Einzelnen dient, welche denselben bürgerlichen Namen führen. Die Namen haben also ihre Stellung zu einander vollkommen umgedreht.

Wir hören unter den Namen der Wappner, die da vor des Stadthauptmanns Thür aufgerufen wer-

den, solche, welche ursprünglich ehrende Beinamen der ersten Träger waren, als: Heinrich Aneangst (ohne Angst), Conrad Vrolich (Fröhlich), Hinze Frischgemud; dann ehemalige Spitz- und Spottnamen, als: Hans Zegenbart (Ziegenbart), Albrecht Roczmul (Roßmaul), Volcz Spitzebart, Hennig Langnase, Gerhard Hochbein; eine Menge von Namen beziehen sich unter diesen auf die Nationalstärke der Deutschen, auf das Weintrinken, als: Ebert Lerencruch (Leer den Krug), Hanseke Schenkinsglas, Gerhard Nüchterndrung, Concze Gutwin, Heinrich Nuneglock (wenn die Glocke neun schlug, wurden die Trinkhäuser geschlossen). Einer der Wappner führte sogar den höchst unschuldigen Namen Lutirwasser, wir zweifeln aber, daß er sich an lauterm Wasser genügen ließ, sein rothes, dickes Gesicht bildete einen schreienden Gegensatz zu seinem Namen. Andere verdankten ihre bürgerlichen Namen sicher einem nun längst vergessenen Vorfall, von welchem ihre Väter zubenamset worden, z. B. Dubiney (Taubenei), Zartenbirn, Blarock (Blaurock), Nachtschade, Surmilch (sauer Milch), Fackildancze (Fackeltanz), Dusenthercze (Tausendherz), Durchdenbusch, Drittehalbpfund, Mittenentzwei, Judenspiz (Judenspieß),

Dufil (Teufel). Noch Andere hatten ihre Namen von ihrer Wohnung, als: Andereck, Amweg, Amberg, Ambronn, Ecken, Hobe (Hofe). Es kamen aber auch noch einfache Vornamen vor mit einem Prädicat, als: Heinrich der Schwarze, Conrad der Witte, Hans der Lange u. a. m., aus denen dann in kurzer Zeit, ganz von selbst, Heinrich Schwarze, Conrad Weiß, Hans Lange wurde. Andere hatten nach ihrer ursprünglichen Beschäftigung den Zunamen, als: Otto der Fischer, Hubert der Hüter, Walter der Schiffer u. s. w., die vielleicht im nächsten Jahre schon Otto Fischer, Hubert Hüter und Walter Schiffer hießen.

Zu diesen gehörte auch Gerlof Roth, der Geliebte Beaten's, welcher vor wenigen Jahren noch Gerlof der Rothe genannt wurde, jetzt aber schon Gerlof Roth hieß.

Gerlof Roth fehlte beim Aufruf und Hinze Frischgemud, unter dessen Befehl er stund, sagte verdrießlich zu Friedrich Fettweiß: „Der Kerl ist gewiß bei seiner Liebsten, der glatten Beate, in der Fischerstraße, Rottmeister, er kann von dem Frauenzimmer nicht lassen und wird's verschlafen haben!"

„Schickt einen Wappner zu der Herkenbertin,"

befahl der gestrenge Rottmeister, „wir können des Gerlofs heut nicht entrathen, er ist unser bester Mann mit dem Schwert!“

Die Wappner waren geordnet und Herr Tile von Selchow wollte sich eben an die Spitze derselben stellen, um sie vor das Spandower Thor zu führen, als der nach Gerlof ausgesendete Kriegsknecht odemlos zurückkehrte und meldete, die Thür des Hauses in der Fischerstraße sei verschlossen, er habe aber die Herkenbertin jämmerlich um Hilfe schreien hören.

Sogleich befahl der Stadthauptmann dem Rottmeister, seine Schaar allein hinauszuführen, was Dieser verdrießlich genug that, denn er konnte nun nicht vor dem Stadthauptmann mit seinen Leuten glänzen; auch war's hart für ihn, daß er den Gerlof Roth, seinen stärksten Mann, missen sollte.

Herr Tile von Selchow, der sich als Stadthauptmann um die Sache kümmern mußte, weil es sich um einen Wappner der Städte handelte, eilte die Jürgenstraße hinunter und stieß an der Nicolaikirche mit Herrn Balzer Boytin zusammen, Einen der treuesten Anhänger des Churfürsten, welcher damals regierender Bürgermeister war, Diesem theilte

er rasch die Umstände mit und Beide gingen nun nach Köln hinüber, nahmen einen Rathmann von Köln, welcher just den Sicherheitsdienst verwaltete, sowie auch etliche redliche Bürger, darunter einen Schlosser mit seinem Werkzeug, mit sich; also erreichten sie in einem ziemlichen Trupp das Haus in der Fischerstraße, wo bereits Andere warteten.

Auf ihr Klopfen wurde nicht aufgethan, aber sie hörten eine Stimme jammervoll um Hülfe rufen. Der Kölnische Rathmann befahl dem Schlosser, die Thür aufzubrechen.

Dieser zögerte verlegen und deutete auf einen Wappenschild mit dem Kreuz über der Thür.

„Das Haus gehört den schwarzen Brüdern!" bemerkte der Rathmann und sah den Bürgermeister an.

„Laßt öffnen in Gottes Namen," rief Herr Balzer Boytin, „es gilt vielleicht die Rettung eines Menschenlebens, die geistlichen Herren werden's entschuldigen und keinen Einbruch in ihre Freiheiten daraus machen!"

Der Rathmann winkte dem Schlosser und die Thür wurde geöffnet.

Die Eintretenden fanden, was unsere Leser schon

wissen, die Herkenbertin mit zusammengebundenen Händen an dem Haken hängend; das Weib, halb nackt, mit blutigen Striemen und geronnenem Blut bedeckt, bot einen scheußlichen Anblick, ihr Gesicht war von dem namenlosen Schmerz gräßlich verzerrt, denn der Strick hatte bis auf den Knochen eingeschnitten. Nach stundenlanger Anstrengung war es der Herkenbertin gelungen, den Knebel von Pelz, den ihr die liebe Tochter in den Mund gestopft, zu entfernen, jetzt flehte sie unter entsetzlichem Geschrei, man möge sie losschneiden.

Das geschah denn auch sofort, als man sie aber auf die Bank gesetzt und ihre Blöße mit einem Tuch bedeckte, verlor sie die Besinnung. Die Leute verfuhren nicht eben zart mit ihr, denn sie war verrufen und verhaßt in beiden Städten, man gönnte ihr eigentlich die furchtbare Marter, welche sie ausgestanden, die rohe Zeit machte sich geltend. Erst auf Befehl des Stadthauptmannes, der das ganze Haus durchsucht hatte, goß man dem Weibe einen Krug kalten Wasser's über den Kopf.

Die Herkenbertin kam zur Besinnung, sie deutete auf einen Zinnkrug, der auf der Tafel stund. Niemand rührte sich und Herr Tile von Selchow mußte

selbst gehen, den Krug holen und ihn der Elenden an die Lippen halten, daß sie trinken konnte, denn ihre über dem Handgelenk zerschnittenen Hände und die furchtbar ausgereckten Arme war sie nicht im Stande zu bewegen.

Das Weib trank, trank gierig und lange, dann aber sah sie den mitleidigen Stadthauptmann an, große Thränen traten in ihre Augen und rollten langsam über ihre Wangen nieder. „Das soll Euch nicht unvergolten bleiben, edler und gestrenger Herr!" das war das erste Wort, welches sie sprach.

Nun trat der Rathmann von Köln vor und sagte: „Wir hörten Dich gar zu kläglich um Hülfe rufen, Herkenbertin, da haben wir die Thür aufgebrochen, um Dich zu erlösen. Du wirst das mit den geistlichen Herrn abmachen, es geschah um Deinetwillen, daß wir die Freiheit nicht geachtet!"

„Ich dank Euch, Herr," entgegnete das Weib, das Kraft und Besinnung mehr und mehr wieder gewann, „ich will schon mit dem Pater Schaffner reden, Ihr sollt um Eurer Gutthat willen keine Verdrießlichkeit mit dem Kloster haben!"

Die schlaue Person begann schon wieder zu berechnen.

„Nun sage uns doch, Herkenbertin," fuhr der Rathmann fort, „wie Du an den Haken gekommen bist, was hier geschehen ist!"

„Meine Tochter und ihr Galan, der rothe Gerlof, von der Städte Mannen Einer," erwiederte die Frau langsam und überlegend, „haben mich gebunden und geknebelt, mich an dem Haken aufgezogen und mir dann Alles geraubt, was ich mir in meinem ganzen Leben gespart!"

Die Frau deutete auf die aufgebrochene Kamin-Platte.

„Nun Alles haben sie Dir nicht genommen," entgegnete der Rathmann, indem er sich über das Loch bückte und einen ledernen Beutel hervorzog.

Ein grimmiges Lächeln flog über das Gesicht der Frau; Geld, sie hatte noch Geld, sie hatte also noch Mittel zur Rache.

„Du mußt viel Geld gehabt haben, Herkenbertin," meinte der Rathmann, „wenn der Räuber einen solchen Beutel liegen lassen konnte!"

„Ihr wißt, der selige Herr Wins war sehr gut gegen mich!" stöhnte das Weib.

„Nur zu gut," murrten die Umstehenden," sie hat mit den Pfaffen getheilt!"

Der Bürgermeister flüsterte dem Rathmann einige Worte zu, dieser nickte zustimmend und begann auf's Neue: „Es ist doch absonderlich, Herkenbertin, daß der rothe Gerlof und Deine Tochter, wenn sie Dich berauben wollten, sich nicht begnügt haben, Dich zu knebeln und zu binden, sie wären dadurch schon hinlänglich sicher gewesen; sag uns, warum sie Dich noch an dem Haken aufgezogen und so entsetzlich gegeißelt haben; der rothe Gerlof war als kein Grausamer bekannt und Deine Tochter war gutmüthig!"

„Nur zu gutmüthig!" flüsterte Einer höhnisch.

„Gutmüthig sind alle — Beaten!" stotterte ein Anderer halblaut.

Das Weib schwieg einen Augenblick.

„Ihr müßt einen Zank mit ihr gehabt haben!" meinte der Kölnische Rathmann.

„Ja, den hatte ich," fuhr die Herkenbertin rasch zu, „ich wollte nicht leiden, daß der Kerl —"

Sie wollte eben die tugendhafte Mutter spielen, aber sie sah noch zur rechten Zeit an den in Erwartung dieser Lüge schon höhnisch verzogenen Mienen der Umstehenden, daß sie damit keinen Glauben finden werde, deßhalb fuhr sie langsam fort, „ich

wollte nicht leiden, daß der Kerl mit meiner Tochter verkehre, denn er ist ein Lumpenhund, der keinen Groschen hat!"

Das war glaublich.

„Ich wills den gestrengen Herren sagen," sprach das Weib jetzt völlig gefaßt," ich drohte meiner Tochter, daß ich sie, wenn sie nicht von dem Gerlof lasse, an den Haken hängen und ihr zwanzig Streiche mit dem Stock geben werde. Das hat sie dem Kerl wieder gesagt, der ist darob in eine schreckliche Wuth gerathen und hat an mir ausgeführt, was ich meiner Tochter gedroht!"

Der Stadthauptmann nickte, das glaubte er, denn er kannte den rothen Gerlof seit Jahren und wußte, daß es einen Mann von dessen Art in Raserei versetzen konnte, wenn er seine Geliebte bedroht sah.

Auch die Andern waren befriedigt, nur der kluge Bürgermeister Balzer Boytin wiegte sein Haupt und meinte im Hinausgehen, daß noch Etwas hinter der Geschichte stecken müsse. Uebrigens ließ man die Herkenbertin nun allein, das wollte die schlaue Person, sie wollte keine Untersuchung des Vorfalles weiter; in dieser Sache hatte sie freilich von der

Gerechtigkeit nichts zu befürchten, aber es konnten bei einer scharfen Untersuchung andere Dinge zu Tage kommen und das böse gewissenlose Weib hatte viele Geheimnisse zu verbergen.

Endlich kam die wendische Magd, welche die Küche und den Haushalt der Herkenbertin besorgte; diese schlief nicht im Hause und entfernte sich alle Abend, sobald es dunkel wurde, um bei dem armen Fischer, ihrem Vater, die Nacht zuzubringen. Mutter und Tochter fürchteten bei ihrem lichtscheuen Treiben die Augen und Ohren und vielleicht noch mehr die Zunge der Magd.

Die Herkenbertin schickte das Mädchen sogleich in's Kloster und ließ den Pater Schaffner um seinen Besuch bitten.

Dem rothen Gerlof aber und der glatten Beate wurde weiter nicht nachgefragt und auch nicht nachgejagt. Der Vorsprung war zu groß und mit dem Diebstahl wars auch eine eigene Sache; die Tochter hatte die Beutel hervorgeholt, sie hatte einen liegen lassen, möglicher Weise konnte sie das Geld, was sie mitgenommen, als ihr rechtmäßiges Eigenthum beanspruchen. Auch die Flucht des rothen Gerlof war

kein Vergehen, denn es ergab sich, daß er schon drei Wochen über die Zeit diente, für die er sich verpflichtet hatte, die Waffen aber, die er mit sich genommen, waren sein unbestreitbares Eigenthum.

Herr Tile von Selchow ließ nur den Wappner Caspar Vögelke, den getreuen Cumpan des rothen Gerlof, der in jener Nacht den Posten beim Ausgangspförtchen am Köpenicker Thor gehabt, unverzüglich in's Loch werfen und drei Tage bei Wasser und Brod brummen, denn es war ganz sicher, daß nur der allein seinen Freünd mit dem Mädchen aus der Stadt gelassen haben konnte. Caspar Vögelke machte auch gar kein Hehl daraus, als er aus dem Loch kam und sich bei dem gestrengen Herrn Hauptmann für die gnädige und gerechte Strafe bedankte.

Als an diesem Tage Feierabend gemacht worden war, lehnte Werner Todt am Thor des Schmiedehofes, denn er wartete auf einen Mitgesellen, der mit ihm zur Lade der Bruderschaft, im Löwen, gehen wollte. Diese Versammlung besuchte Werner ganz regelmäßig nnd stand bei der Bruderschaft in großem Ansehen, welche ganz besonders stolz auf diesen Bruder war.

Es war fast finster, da näherte sich dem Gesellen

von der Straße her eine Gestalt, welche den Kopf in eigenthümlicher Weise verhüllt hatte.

Werner richtete sich auf, als die Gestalt ganz nahe an ihn heran trat, und versuchte derselben in's Gesicht zu sehen, das aber war nicht möglich.

„Kannst Du mir nicht Einen weisen mit Namen Werner Todt, der ein Schmiedegesell sein soll!" fragte der Verhüllte.

„Ich bin der Schmiedegesell, Werner Todt geheißen!" antwortete der Gefragte ruhig.

„Das dacht ich mir!" meinte der Fremde.

„Was wollt Ihr von Werner Todt?"

„Kennst Du Einen, der mit Namen Gerlof Roth heißt?" lautete die Gegenfrage.

„Ich habe in Glimpf manchen guten Hieb mit ihm gewechselt," erwiederte Werner, „ich höre mit Bedauern, daß er in der letzten Nacht mit einem Weibsbild davon gegangen!"

„Der Gerlof Roth," sprach nun der Verhüllte leise aber nachdrücklich, „läßt Dir, Werner Todt, sagen, er sei geflüchtet, weil er einen Edelmannsbastard habe meuchlerisch umbringen sollen, was er nicht gewollt habe, der Bastard soll sich vor den

schwarzen Brüdern hüten, das ist meine Botschaft an Dich!"

„Ich danke Euch!" sagte Werner, aber er hatte seinen Dank kaum ausgesprochen, als der Verhüllte mit einem behenden Sprunge sich von ihm entfernte und gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden war.

„Wenn das nicht ein Mädchen gewesen ist, dann bin ich eins!" sagte der Schmiedegesell zu sich selbst und schüttelte den Kopf; das war die zweite Warnung, die er an diesem Tage erhielt, sie schreckten sein unverzagt Gemüth nicht, aber sie waren ihm lästig, weil es ihm noch neu war, daß er sich gegen die Tücke seiner im Verborgenen schleichenden Feinde zu wahren habe.

Es war ihm lieb, daß sein Mitgesell kam und ein Gespräch begann, das ihn auf andere Gedanken brachte. Der Mitgesell war in die Magdalene Fettweißin, des Meisters älteste Tochter, sehr verliebt und wollte sie zum Weibe begehren; das konnte er auch wohl wagen, denn er war ein Meistersohn und erbte eine eigene Schmiede mit guter Nahrung.

Da aber dem schmucken Burschen bei diesem Liebeshandel entsetzlich bange war, so mußte ihm

Werner versprechen, bei dem Meister, wenn er mit ihm in der Klingenschmiede allein sei, um diesen Handel anzufragen. Werner fand keinen Gefallen an dem Auftrag, doch nahm er ihn endlich an, weil's der Bursch durchaus nicht anders thun wollte.

Unter solchen Gesprächen kamen die beiden Gesellen zum Löwen, wo die Lade gehalten wurde.

Die Verhandlungen vor der offenen Lade dauerten heute nicht lange; sobald die Lade geschlossen war, bedeckten sich alle Anwesenden wieder, denn vor der offenen Lade hatten sie mit entblößtem Haupt gestanden. Der Hut ist das alte Zeichen der Freiheit, schon die Römer bedeckten dem Sclaven bei der Freilassung das Haupt mit dem Hut, von ihnen mag der Brauch zu uns gekommen sein. Die Lade enthielt das Gesetz der Bruderschaft, durch Entblößung des Hauptes gaben die Gesellen zu erkennen, daß sie sich als Unterthanen dieses Gesetzes bekannten. Unser zur einfachen Höflichkeitsform gewordenes Hutabnehmen vor einander, ist ursprünglich auch dieses Unterwürfigkeitsbekenntniß.

Werner pflegte, wie die andern Gesellen, nach geschlossener Lade seinen Krug Bernauisches Bier zu trinken und ein Stück des schweren stark mit Fenchel

gewürzten Brodes zu essen, was die Gastfreiheit des Löwen von allen Genüssen der Erde allein zu bieten vermochte, denn der Lade wegen versäumte er das viel reichlichere Abendessen am Tisch seines Meisters; dabei entzog er aber sich stets den an ihn gerichteten Einladungen, denn jedes Mitglied der Bruderschaft schätzte es sich für eine besondere Ehre mit ihm trinken zu dürfen, konnte er aber gar nicht ausweichen, so wußte er auf eine äußerst geschickte Weise es so einzurichten, daß er einen Antheil an den Kosten bezahlte.

Auch heute drängte ihn ein alter toller Kerl, den er um seiner guten Laune willen wohl leiden mochte, gewaltig, mit ihm zu trinken und Werner mochte sich endlich nicht länger mehr weigern; „weißt was Dücker Enzelt,“ sprach er listig, „wir wollen uns zusammen thun, Du hast Deine drei Gehülfen, ich werde mir auch drei einladen, dann setzen wir Acht uns zusammen, bitten den Altgesellen, daß er Trinkmeister ist und schließlich bezahlen wir Zwei die Zeche!“

Das war Dücker Enzelt gleich zufrieden, drei Gehülfen hatte Werner auch bald gefunden und schmunzelnd nahm der Altgeselle den Platz des

Trinkmeisters ein. Auch beim Trinken kam im Mittelalter sofort der Trieb zum Vorschein, sich in bestimmten Formen aneinander zu schließen und das Zechen unter der Leitung eines Trinkmeisters mit derselben Ordnung und Regelmäßigkeit zu treiben wie das Handwerk, oder den sonstigen Beruf. Dem Trinkmeister wurde unbedingt Folge geleistet und er hatte darüber zu wachen, daß die herkömmlichen Trinkgesetze genau befolgt wurden; daß Jeder so viel nachtrank, als ihm vorgetrunken worden war; daß die Krüge bei bestimmten Anlassen rechts herum, bei andern links herum geschwenkt wurden; daß Jeder seinen Trinkspruch zur rechten Zeit anbrachte und mit klapperndem Deckel grüßte, sobald der Trinkmeister geredet. Kurz, im Mittelalter hatten alle Corporationen ihre eigenen Trinkgesetze und gute Gewohnheiten, auf welche mit eiserner Strenge gehalten wurde. Der Trink- oder Bier-Comment auf unsern deutschen Universitäten ist wohl der Rest jener mittelalterlichen Gebräuche, die einst in unendlicher Mannichfaltigkeit an den Tafeln der Fürsten und ihrer ritterlichen Genossenschaften mit ebenso viel Lust und Behagen geübt wurden, wie an den Tischen der Zechgenossen aus den Zünften.



Es ist bemerkenswerth, daß nur bei den Juden sich keine Spur von der Achtung des Trinkrechtes findet; vielleicht hat auch diese Verachtung der nationalen deutschen Sitte zur Befestigung der Kluft zwischen Christen und Juden beigetragen! Ueberhaupt aber hatte gewiß die Verschiedenheit der nationalen deutschen Sitten und Gewohnheiten an dem eigentlichen Judenhaß einen viel größern Antheil, als man im Allgemeinen denkt. Man muß dabei nicht vergessen, daß die nationalen Sitten im Mittelalter auf beiden Seiten noch ein viel schärferes Gepräge hatten, als in diesen Tagen der allgemeinen Abgeschliffenheit und modernen Uniformität.

Doch — wir sind im fünfzehnten Jahrhundert, in der Herberge zum Löwen, hinter der Nicolaikirche und eben beginnt Dücker Enzelt, vom Trinkmeister als der Aelteste zuerst dazu aufgefordert, sein Lied zu singen:

„Ein Säuhirt, der hüt't bei dem Korn,
Der muß hüten hinten und vorn;
Ein Roßhirt bei ein'm Hafer-Acker
Muß allzeit munter sein und wacker.
Ein Kuhhirt unten und oben wehrt

Wenn er bei ei'm Kleefeld fährt,
Ein Geißhirt bei einem Krautgarten
Auf jeden Sprung muß fleißig warten.
Wer aber hüt't ein junges Weib,
Der seh', daß er bei Sinnen bleib,
Denn fürchtet sie nicht Gottes Zorn
So ist alle Hut und Wacht verlor'n!"

Dieses Lied, welches Dücker Enzelt gar bedächtig mit seiner tiefen Stimme vortrug, erregte großes Wohlgefallen und auf der Andern Bitten mußte er es noch ein Mal singen, was er denn auch ganz gern that, denn er war sichtlich sehr stolz auf diese Leistung. In vollem Maaße erfreute er sich seines Erfolges, belohnte sich selbst mit einem tiefen Zuge aus der Kanne und vertraute auch Werner an, daß er das Lied von einem fahrenden Schüler für sein Geld gelernt habe d. h. der Gelehrte habe es ihm so lange vorsprechen und vorsingen gemüßt, bis er Text und Melodie auswendig behalten. Man ließ sich's damals noch was kosten, um ein neues Trinklied singen zu können!

Dem Liede folgten noch andere, aber mitten in der höchsten Lust wurde Feierabend geboten und wiewohl es Vielen höchst verdrießlich sein mochte,

jetzt aufhören zu müssen, es war doch nicht Einer, der gezögert hätte, aufzustehen und sich zu entfernen. Wo im Mittelalter die Gesetze streng gehandhabt wurden, da fand man auch nie eine Spur von Unbotmäßigkeit, diese riß immer erst ein, wenn das Regiment die Zügel zu locker in der Hand hielt. Von allgemeiner Unbotmäßigkeit, wie sie heut zu Tage durch alle Stände geht, hatte man damals noch keine Ahnung. Selbst Aufruhr und Empörung hatten im Mittelalter einen andern Charakter, sie entstanden niemals aus der Begier, die Ordnung zu schwächen oder zu beseitigen, sondern aus dem Drang, in sie einzutreten und sie so zu stärken.

Als Werner auf dem Heimwege am Mühlendamm von den andern Genossen geschieden, ging er mit seinem Mitgesellen Gerlach Conze (in Magdalene verliebt, würde ein alter Theaterzettel hinter seinem Namen bemerken) langsam und mit einander redend, dem Schmiedhofe zu. Sie mochten etwa noch eine Strecke von zwanzig Schritten bis an's Thor zurückzulegen haben, als Werner hinter sich rasche Schritte vernahm, er wendete sich um, weil er glaubte, daß ihm einer der eben erst verlassenen Gesellen nachkomme; er hatte aber den Kopf noch

nicht gedreht, als er einen gewaltigen Hieb über den Kopf erhielt, dem ein rascher Stoß folgte. Gerlach Conze schrie laut auf vor Schmerz, denn er fühlte sich verwundet, aber er stieß einen noch lautern Schrei aus, als Werner stöhnend in seine Arme sank und er sich von dessen heißem Blut übergossen fühlte. Er, der unbewaffnet war und den Verwundeten hielt, konnte den Mörder, welcher dem Schmiedehofe zulief, nicht verfolgen, aber sein Mordruf: Jodute! Jodute! gellte so gewaltig durch die nachtstille Straße, daß er bald von allen Seiten Schritte herbeikommen hörte. Die Ersten, welche ankamen, waren die Gesellen, die sie eben erst verlassen, ihr Schmerz war aufrichtig und laut, denn Werner war bewußtlos und antwortete nicht auf die Fragen. Es wurde eine Laterne gebracht, der gute Gesell hatte zwei Wunden, eine gewaltige Hiebwunde im Kopf, der Hieb mußte mit furchtbarer Gewalt von hinten her geführt worden sein, denn die Lederkappe, die Werner getragen, war zerspalten und selbst die Stirnhaut zur Hälfte noch geschlitzt; die zweite Wunde befand sich in der Hüfte; der Stoß, der sie geöffnet, war so mächtig geführt worden, daß er das Fleisch abgerissen und den Knochen

bloß gelegt hatte. Auch war die Spitze des Schwert's noch einen halben Zoll tief in die fleischische Lende des ehrlichen Gerlach Conze eingedrungen.

Man trug den Verwundeten in den Schmiedehof, wo Meister Fettweiß, durch den Tumult bereits aufmerksam gemacht, ihnen entgegen kam. Man sah ihm die tiefste Kümmerniß an, auch ließ er den Verwundeten gleich in das nächste Gemach seines Hauses tragen, während Andere nach dem heilkundigen Dominicaner-Pater Bilibald liefen.

Indessen untersuchte Meister Fettweiß die Wunden. „Er ist noch nicht gefestet und gefeit,“ flüsterte er ängstlich vor sich hin, „denn noch ist von der Klinge des Richtschwerts kein Armsünderblut geflossen!“

Er fuhr mit seiner Untersuchung fort, dann sagte er plötzlich laut: „an der Hiebwunde wird mein ehrbarer Geselle Werner Todt nicht sterben, seht da, das Haar ist durchschnitten, aber nicht ganz und nur hier vorn ist die Schneide eingedrungen, aber sie hat wenig mehr als die Haut geschlitzt, die Wucht des Hiebes mag ihn betäubt haben!“

Der Meister untersuchte jetzt die Wunde in der Hüfte, sie sah gräßlich aus, aber der riesige Mann

erhob sich bald mit stillem Lächeln aus seiner gebeugten Stellung und sprach: „Gelobt sei Gott! Dieser mein ehrbarer Geselle wird auch an dieser Wunde nicht sterben, der Stoß ist an der Rippe abgeglitten und erst beim Herausreißen des Schwert's ist diese gräßliche Fleischwunde gerissen worden."

Die Gesellen gaben ihre Freude kund, nur Einer stand hinten und schüttelte den Kopf, das war Dücker Enzelt.

„Was hast Du, Gesell?" fragte Meister Fettweiß.

„Nun," meinte er zögernd, „ich möchte wissen, mit welchem Schwert Einer das Haar so glatt abschneiden kann, wie hier geschehen!"

Betroffen schaute der Meister bald auf den Verwundeten, bald auf den Gesellen, dann aber machte er sich, ohne ein Wort zu erwiedern, daran, mit Hülfe der Meisterin, welche sich wieder angekleidet hatte, die Wunden Werner's auszuwaschen; als das geschehen, trugen der junge Johann Fettweiß, des Meisters zweiter Sohn, und Gerlach Conze den Verwundeten auf ein wohl bereitetes Lager.

Pater Bilibald kam, in großer Hast und Bekümmerniß um seinen Schüler, aber auch sein Gesicht erheiterte sich, als er die Wunden untersucht;

er erklärte sie für nicht tödtlich, aber bevor er begann, sie zu verbinden, gab er den anwesenden fremden Gesellen ziemlich barsch seinen priesterlichen Segen und schickte sie ohne Weiteres fort.

Nur die Meisterin, Johann Fettweiß und Gerlach Conze blieben bei dem Lager des Verwundeten zurück.

Als Dücker Enzelt an dem Meister Fettweiß, der sie hinausließ, als der letzte vorüber ging, blieb er stehen, sagte leise und bestimmt: „Der Hieb auf Werners Kopf ist mit einem polnischen Säbel geführt worden, die Polen allein haben zuweilen Klingen, die Haar schneiden, sie kommen aus dem Morgenland, Ihr wißt das, Meister Fettweiß?"

Der nickte.

„Der Stoß in die Hüfte ist mit einer andern Klinge geführt, wie der Hieb," fuhr der Gesell dringend fort, „und er ist mit der linken Hand geführt worden, sonst wäre es gar nicht möglich gewesen. Wenn Ihr den Mann findet, der einen polnischen Säbel hat und mit der linken Hand zu fechten versteht, dann habt Ihr den Mörder gefunden!"

Der Meister legte den Finger auf den Mund, der Gesell nickte und das Thor des Schmiedehofes schloß sich hinter ihm. —

Zweites Buch.

Grünen und Blühen.

„Frangere quem nulla valuit virtute, labores
Quis fuit Herculeos maximus inter? amor!"

[Joan. Oweni Epigr.]

Erstes Capitel.

Ein Heimlicher des Churfürsten.

Der Nordwestwind wehete steif über die Herbstlandschaft, welche, obwohl sonst nicht ohne Reize, in den späten Nachmittagsstunden des letzten Oktobertages, sich wenig anmuthig zeigte, namentlich gegen die Reiter, welche dort einen holperigen Weg am Waldsaum hin verfolgen. Sicher würden diese Reiter gern den unebenen, zum Theil auch steinigen Pfad verlassen, wenn sie dem glatten Grün linker Hand vertrauen könnten, aber die kleinen Wasserspiegel und die einzelnen Erlengebüsche sind verständliche Warnungszeichen für Alle, welche die tückische Art der Sümpfe und Lanken in Churbrandenburg kennen.

Freilich ist's nicht einmal sicher, ob sich die Reisenden noch auf Grund und Boden von Churbran-

denburg befinden, oder ob sie schon die Grenze der alten Burgwart Beltitz oder Belzig überschritten haben, die den brandenburgischen Askaniern schon ein Dorn im Auge war, die aber trotzdem, bis in neueste Zeit hinein, sächsisch geblieben ist.

Der Reiter sind vier; der voraus reitende ist ein Junge von wenig über fünfzehn Jahren, der Kleidung nach ein Reitjunge, später nannte man sie höflicher Pagen. Er reitet einen starken, schwarzbraunen Klepper und ist mit einem Waidmesser und einer Armbrust bewaffnet; enge lederne Beinkleider und Halbstiefeln, ein ledernes Wams mit einem gelben und einem schwarzen Aermel von Wollenzeug bilden seine Kleidung, welche durch einen niedrigen ledernen Hut vervollständigt wird; ebenso oder doch ganz ähnlich sind die beiden andern Reiter, welche den Zug schließen, beritten und gekleidet, nur sind dieselben schwerer bewaffnet, denn sie tragen Schwerter und lange Speere, auch hängt dem Einen noch eine Streitaxt vom Sattelbogen. Alle Drei haben eine Art von kleinem Mantelsack hinter dem Sattel aufgeschnallt.

Diese Drei sind bewaffnete Diener oder reisige Knechte, als solche kennzeichnet sie auch das Wappen

ihres Herrn, welches sie auf dem rechten, schwarzen Oberarm eingenäht tragen. Es ist das ein gelbes Schildlein mit einem zum Grimmen geschickten schwarzen Bären, welcher von zwei ebenfalls schwarzen Hämmern begleitet ist.

Dieses selbe Wappen würde man in sauberer Malerei auf dem Schilde sehen, der vom Hals ab vor der Brust des Herrn hängt, welcher in der Mitte reitet, wenn das Schild nicht mit einem ledernen Ueberzuge verdeckt wäre. Das Roß dieses Herrn, ein Rappe von gewaltiger Gestalt und von ersichtlich höchster Dauerbarkeit, geht einen mächtig weiten Schritt; es trägt, außer dem Reiter, am Sattelbogen auf der einen Seite einen Helm von jener Form, welche man Salade nannte, an der andern einen mit Silber künstlich und kostbar eingelegten Streitkolben. Der Reiter selbst ist von hoher Gestalt; er trägt über dem ledernen Wamms einen eisernen Brustharnisch von starken Platten; auch seine Arme und Beine sind leicht geharnischt darüber aber hat er einen kurzen, vorn offenen, mit Pelz gefütterten Rock von einem dunkeln Zeuge gezogen. Die Kopfbedeckung ist barettartig und mit einer schönen schwarzen Schwungfeder geziert.

Es ist ein noch junger Herr, der da mit Schwert und Dolch bewaffnet, mit seinen Knechten des Weges reitet und kaum von dem scharfen Winde sich belästigt fühlt, der ihm voll in das ernste, kluge Gesicht stößt und ganz unsäuberlich mit seinem langen, blonden Haar fährt, das dem Herrn leicht gelockt, lang bis auf die Schultern fällt. Die scharfe, spitz vorspringende Nase paßt zu dem scharfen, spitzen Blick der klaren, blauen Augen; die Stirn ist breit und paßt zu dem Kinn, das freilich auch sehr spitz ist, aber durch einen dichten krausen blonden Bart völlig versteckt wird. Der Bart ist eckig und unten glatt geschnitten, so daß das ganze Gesicht, welches sonst ein Dreieck darstellen würde, nun ein Viereck bildet.

Der junge Herr ist ein vollkommener Reiter, denn, ohne eigentlich eine besondere Aufmerksamkeit zu zeigen, unterläßt er keine, auch die geringste Hülfe nicht, um seinem Roß den beschwerlichen Weg zu erleichtern. Uebrigens ist er der Einzige unter den Vieren, welcher nicht ungeduldig flucht, obwohl der Wind immer grimmiger in den hohen Laubwald hineinheult, an dessen Saum sie hinreiten

und obwohl die Wolken immer wilder und zerrissener darüber hinfliegen.

Wir haben schon gesagt, daß sich der böse Weg zwischen dem Rande eines stattlichen Laubwaldes von Eichen und Buchen und einem etwas abfallenden Sumpflande hinzog, dessen Anblick die Männer, welche gewohnt waren, die brandenburgischen Marken zu befahren, nicht zu täuschen vermochte; jenseits der Bodensenkung umsäumte dunkles Nadelholz in einem weiten Halbbogen den Sumpf und bildete mit dem Laubwald diesseits einen fast kreisrunden Platz, der in grader Linie in kurzer Zeit durchschnitten worden wäre, der aber auf dem schlechten Wege am Waldrande hin, wegen der zahlreichen, oft ziemlich tief in den Kreis einspringenden Waldspitzen, um welche der Pfad herumlief, viel Zeit kostete und die Geduld der Reisenden auf eine schwere Probe stellte.

„Der Teufel soll mich holen, Dücker," sprach der Eine der Reisigen, sein Roß neben das des Voranreitenden treibend, was der Pfad grade gestattete, „der Teufel soll mich holen, Dücker, wenn wir uns auf dem richtigen Wege befinden!"

„Und Gott verdamme Deine elende Zunge, Witter, daß Du Dein breites Maul nicht aufthun kannst,

ohne zu fluchen! Du vergissest immer wieder, daß der Junker uns das Fluchen und Schwören verboten hat, weil's der Herr Churfürst an seinem Hofe nicht leidet, da soll doch der Donner drein schlagen, wenn man's mit solchen Holzköpfen zu thun hat, wie Du Einer bist!"

Der alte Reisige mit dem wetterharten, grimmigen Gesicht ertheilte seinem jüngeren Kameraden diese Rüge sichtlich im besten Glauben an die eigene Reinigkeit von dem so hart verpönten Laster und der Andere unterdrückte sehr weise seinen Spott über die Flüche des Alten und versprach mit schelmischem Ernst, daß er sich das Fluchen abgewöhnen und ganz dem Beispiele seines Kameraden folgen werde, obgleich es ihm gar hart falle!"

„Der Mensch kann viel, wenn er ernstlich will, sagt unser Junker!" erwiederte der alte Dücker befriedigt, „was aber diesen neunmal verfluchten Weg betrifft, Witter, da kannst Du recht haben!"

„Von dem Sumpfkessel hat der Kerl, der uns den Weg nach Beltitz beschrieb, gar nichts gesagt," fuhr Witter murrend fort, „nach der Beschreibung könnten wir längst dort sein und in der Herberge bei'm Bierkruge sitzen, hier hat's gar kein Ansehen,

als ob's schon sobald ein Ende nehmen wollte. Dazu pfeift der Wind so hart, daß die Kälte bis auf die Knochen geht und der Abend ist nicht fern!"

„Wird Dir auch's Leben nicht kosten, verdammter Laffe Du," entgegnete Dücker grimmig," wenn Du Deine faulen Knochen mal unter freiem Himmel in's nasse Laub zur Ruhe legen müßtest; wir haben oft keine bessere Lage gehabt, der Junker und ich, als wir vor drei Jahren in's Böhmerland ritten und von Prag nach Krakau in das Polenreich fuhren! Donner und Wetter! Dir wollt' ich's schon gönnen, es wär mir nur leid um die Rosse, das arme Vieh kommt herunter dabei!"

„Ich sage Dir, Alter," redete Witter weiter, „der verdammte Bube, der Eicke da vornen, ist schuld daran, der hat den rechten Weg verpaßt und heute kommen wir nimmermehr gen Beltitz!"

„Du hast schon wieder geflucht, verdammter Lorbaß, wie die verfluchten Polacken sagen!" meinte Dücker mit sanftem Tadel, denn auch ihn stimmte die lange Dauer des Ritt's je länger desto weicher und er gedachte mit einer gewissen Wehmuth, wenn man's so nennen will, der Bierkrüge in der Her-

berge zu Beltitz, die ihm jetzt in einer ganz unbestimmten Ferne zu verschwinden schienen.

Der Weg wurde jetzt wieder so schmal, daß die Reisigen hintereinander reiten mußten, was zur Verbesserung ihrer Laune durchaus nicht beitrug. In der That war die Aussicht durchaus nicht erfreulich, eine bitter kalte Spätherbstnacht im Freien zubringen zu müssen, zumal da schon die Reiter vom Wind bereits gehörig durchkältet worden waren und überdem der Himmel gerade so aussah, als wolle er bei Einbruch der Nacht den eisigen Wind durch etliche tüchtige Regenschauer ablösen. Es war den beiden Reisigen, welche sich an der beschränkten Herbstlandschaft längst satt gesehen hatten, schon eine wirkliche Freude, daß Eicke, der voraufreitende Page, plötzlich sein Roß anhielt; auch sie hielten augenblicklich ihre müden Thiere an und neigten sich, um bequem hören zu können, was vorn gesprochen werden würde.

„Was gibt's, Eicke?" fragte der Herr in der Mitte, ohne sein Roß anzuhalten.

„Hier läuft der Weg in's Holz, edler Junker!" antwortete der Bursch, „und der Pfad am Waldrand wird zu schmal für die Pferde!"

„Du bist nicht mehr sicher, daß wir noch auf dem Wege sind, den uns der Hirt im letzten Dorfe beschrieben?“ fragte der Junker.

„Wir haben gar nicht von dem Wege abkommen können!“ meinte der Bursch mit einigem Trotz!

„Hast Recht, Junge,“ antwortete der Herr lachend, „von diesem Wege konnten wir nicht leicht abkommen, aber es ist von vornherein der rechte nicht gewesen, indessen, was hilft's? vorwärts in den Wald hinein!“

Die Reisenden zogen in den Wald hinein, oder vielmehr sie ritten auf einem Wege, welcher rechts von Laubwald, links von Nadelholz begrenzt war. Hier befanden sie sich behaglicher, denn der Wind fuhr mit hohlem Brausen über ihnen hin und sie freuten sich des Schutzes; doch dauerte die Freude nicht lange, der Wind legte sich plötzlich, nachdem sie kaum eine halbe Stunde geritten waren und es wurde ganz still.

„Das ist doch rein zum Teufel holen, Dücker,“ wendete sich Witter zu seinem Genossen, „draußen hat uns der Wind angeblasen, daß mir die Seele im Leibe pfiff vor Kälte und kaum haben wir Schutz, so thut er aufhören und — “

„Der Regen fängt an," unterbrach ihn Dücker grimmig, „aber das ist die gerechte Strafe für Dein verdammtes Fluchmaul, da möchte man ja die Schwernoth kriegen, wenn sich so ein junger Kerl wie Du nicht mal dieses verfluchte Fluchen abgewöhnen will!"

Schwere Regentropfen rasselten nieder in das halbwelke Laub und der schmale Streifen Himmel, den die Reisenden über sich sahen, wurde immer dunkler. Freilich schlugen alle Vier rasch die Ziegenfelldecken um sich, die sie Alle bei sich führten, nach einer Viertelstunde aber troffen Reiter und Rosse und der Abend war dunkel hereingebrochen. Indessen ging es noch, so lange der Waldweg zwischen den beiden Hölzern hinlief, bald aber wendete er sich wieder rechts ganz in den Laubwald hinein und als die Reisenden auf eine ziemlich bedeutende Blöße kamen, wo eine Anzahl Stämme im Windbruch wirr durcheinander geworfen lagen, da vermochte weder Eicke, noch der Junker selbst in der Dunkelheit und bei dem klatschenden Regen die Stelle zu finden, wo der Weg weiter ging.

Witter fluchte mörderlich für sich und auch halblaut, wenn der Junker ihm nicht ganz nahe war;

auch der alte Dücker war höchst verstimmt und unterließ es sogar, seinen Kameraden des ungebührlichen Fluchens wegen zur Rede zu stellen. Eicke war abgestiegen und spürte, jedoch ohne Erfolg, nach dem Wege, die drei Andern hielten ziemlich nahe bei einander.

„Nun, Dücker Enzelt," begann plötzlich die tiefe, klangvolle Stimme des Junkers, „wir haben in Polen und Preußen manch Nachtlager gehabt, was nicht trockener war wie das, welches wir heute hier bekommen werden, wenn Eicke den Weg nicht findet!"

„So ist's, Junker!" antwortete der Angeredete durch Anrede und Erinnerung sichtlich geschmeichelt, denn es war seines Herrn Art nicht, viel zu reden überhaupt und dann sprach er mit seinen Leuten gar nicht.

„Dein Fuchs hat wohl noch nicht die Nacht im Freien gestanden," fuhr der Junker fort, „der hat's heut schlimmer wie Du!"

„Es ist mir überhaupt nur um die Rosse, Junker," fuhr Dücker fort, „da wir noch so im Anfange unsrer Fahrt sind, der Menschenhaut schadet ein bischen Wäsche nicht und Regenwasser wäre weich habe ich

meine Meisterin an der Spandower Brücke in Berlin sagen hören!"

Witter fluchte leise, der alte Dücker Enzelt lachte wohlgefällig.

Eben kam Eicke zurück und meldete sehr kleinlaut, daß er nicht im Stande sei, den Weg zu finden, der Junker erwiederte nichts und überlegte, plötzlich richtete er sich auf und rückte im Sattel, lauschte eine Weile und sprach dann gleichgültig: „Mit dem Nachtquartier im Freien ist's heut noch nichts, was für ein Geräusch ist das? hört Ihr's? links!"

Witter schimpfte über die Regentropfen, welche auf die Blätter trommelten, er hörte gar nichts, verdammte sich aber desto gründlicher.

„Es klingt wie der Trab eines schweren Pferdes!" meinte Dücker endlich, war aber sichtlich seiner Sache nicht sehr sicher.

„Es ist eine Mühle!" rief Eicke vom nassen Boden aufspringend und den Fuß in den Bügel setzend.

„Es ist eine Schmiede," sprach die tiefe Stimme des Junkers, „hast Du den Doppelschlag und den Ueberschlag so ganz aus dem Ohr verloren, Dücker

Enzelt? vorwärts, Eicke voran, Einer dicht hinter dem Andern!“

Die Reiter waren noch nicht lange linkshin am Saum der Blöße geritten, als Eicke laut ausrief: „hier ist's, hier geht der Weg hinunter, seht Euch vor edler Junker, es ist ein tiefer Hohlweg!“

Die Vier ritten in einem tiefeingeschnittenen Bett über Steingeröll und Wurzeln abwärts, sie sprachen kein Wort, denn die Führung der Rosse nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, bis endlich Dücker mit einem derben Fluch losbrach und freudig erklärte, daß er das Getöse der Schmiedehämmer vernommen habe, man müsse ganz nahe bei einer Schmiede sein.

Bald darauf kamen sie wirklich aus dem Walde und auf eine ziemlich breite, sandige Straße, auf welcher sie, trotz des strömenden Regens, guter Dinge hinritten, denn immer lauter tönten ihnen die Hammerschläge entgegen, welche ihr Junker schon in so weiter Ferne vernommen. Als der Weg nun ein Knie machte, da sahen sie auch die rothe Glast, welche aus der offenen Thür der Schmiede in die dunkle Regennacht hinausleuchtete, zu=

gleich auch schlugen die Hunde an und erfreulich klang den Reitern das Gebell.

Eicke trieb sein schnaufendes Pferd etwas; eine Stimme aus der Schmiede rief die Hunde und brachte sie scheltend zur Ruhe.

Der Reitbursche des Junkers rief die Schmiede an und fragte, ob nicht Herberge sei für seinen Herrn und die Reisigen.

„Ich will Euch die Herberge nicht versagen,“ antwortete die Stimme des Schmiedes, „steigt ab, führt die Rosse unter die Laube und tretet ein, wenn Ihr wollt, aber Ihr reitet in weniger als einer Stunde hinein nach Beltitz!“

Die Schmiede war ein großes Gehöft mit stattlichen Gebäuden; hastig sprangen die Reiter von ihren Rossen, es gefiel ihnen gar nicht noch eine Stunde zu reiten, obwohl der Junker einen Augenblick daran dachte, aber wirklich auch nur einen Augenblick, denn die Schmiede und die Gluth schienen einen mächtigen Eindruck auf ihn zu machen. Er trat hastig, das Roß dem jungen Burschen lassend, aus der Vorlaube an die Schwelle, wo ihn der Schmied freundlich empfing und ihn zum Eintritt nöthigte.

Die beiden Gesellen, welche am Ambos standen, hielten inne und schauten neugierig den geharnischten Reiter, welcher klirrend über die Schwelle trat, eine kleine Weile an, dann schwangen sie die Hämmer wieder, daß die Funken stoben.

Der Junker trat dicht an den Ambos und sah, auf sein Schwert gestützt, ihrem Werk mit billigender Miene zu, während er mit dem Schmied redete und ihn um ein Nachtlager ansprach; das wurde freundlich gewährt; nur mußten die Rosse unter der Vorlaube bleiben, weil kein Stall für sie vorhanden war.

Die Schmiedsfrau kam jetzt herein und brachte dem Junker einen Willkommtrunk in einer saubern weißen Holzkanne mit Reifen von rothen Weiden, sie lud die Fremden auch gastlich ein, in ihre Stube zu treten, welche neben der Schmiede war.

Es war eine schmucke Frau und die beiden Flachsköpfe, welche sich an die Falten ihres Rockes gehängt und von da aus die Fremden eben so neugierig als schüchtern betrachteten, sahen so sauber und reinlich aus, daß der Junker mit Freuden der Einladung folgte. Er legte in der wirklich sehr ordentlichen

und behaglichen Stube seinen Schild, das Schwert und die schweren Panzerstücke ab, ließ sich von Witter aus dem Mantelsack einen weiten Mantel reichen und kam nun mit einem stillen Lächeln in dem ernsten Antlitz in die Schmiede zurück.

Eicke besorgte die Rosse draußen, Dücker und Witter standen mit dem Schmied und seinen beiden Gesellen vor der strahlenden Gluth und trockneten sich, während sie durch eifrige Fragen und Beschreibungen aller Art endlich herausbrachten, wo sie vom Wege abgekommen, wo sie ihn wieder gefunden und endlich auch, daß sie an drei gute Stunden Umweg genommen; der grimmige Dücker ertränkte seinen Zorn darüber durch einen tiefen Zug aus der Bierkanne und Witter sah ihm recht ängstlich zu, denn der arme Kerl fürchtete wirklich, daß ihm sein Genosse keinen Tropfen darin lassen werde.

„Fürchte Dich nicht, Waffenmann,“ tröstete der Schmied gutmüthig, „es ist noch mehr Bier im Faß, laß ihn austrinken, ich fülle Dir die Kanne frisch!“

Solche Rede gefiel dem Witter sehr und er lachte über das ganze Gesicht, zog es endlich aber doch vor, auch den Rest erst auszutrinken, als ihm Dücker,

tief athemholend, die Kanne reichte. Allerdings war dieser Rest nicht sehr bedeutend und Witter murrte etwas von einer ganz verdammten Bartneige, als er dem gastfreien Schmied die leere Kanne hinreichte.

„Jochimke, Jochimke!“ rief der mit schallender Stimme, sein flinkes Weibchen erschien, brachte eine volle Kanne, kredenzte sie mit freundlichem Lächeln und eilte mit der leeren davon.

„Dies Hausregiment ist in guter Ordnung, Schmied!“ sprach Dücker, „dank Gott, daß Du ein so schmuck und so freundlich Weib hast!“

„So thu ich!“ lächelte der Schmied geschmeichelt.

Während sie vor der Gluth also sprachen, war der Junker an den Ambos getreten, nahm einen der Hämmer und schlug, wie spielend, im Fünfvierteltact auf.

„Ihr versteht Euch auf den Hammer, Junker!“ meinte der Schmied näher tretend.

Der Junker zeigte mit ausgestrecktem Hammer auf das Wappenbild an den Aermeln seiner Waffenleute und sprach dann:

„Ihr seht, Meister, ich bin nicht nur zu Schild und Schwert, sondern auch zum Hammer geboren,

aber ich versteh mich auch wirklich darauf, denn ich gehöre selbst zum ehrbaren Handwerk und der alte Dücker da und ich, wir haben zusammen manche gute Klinge und manch tadelloses Eisen geschmiedet!"

Damit schmetterte der Junker den Hammer wiederum nieder, daß der Ambos klang; es war aber eine ganz bestimmte Folge von Schlägen, die sich rasch hinter einander mehrmals wiederholten; während dieses Spielwerk's war der eine Schmiedegesell, der sich bisher finster bei Seite gehalten, plötzlich aufmerksam geworden und trat mit allen Zeichen der größesten Bewegung vor.

Es war ein großer, gewaltig starker Mensch, mit einem offenen runden, rothen Gesicht und ebenso glänzenden, als gutmüthigen schwarzen Augen.

Der Junker warf ihm einen scharfen Blick zu, hämmerte weiter und fragte endlich: „was heißt das?"

„Engelke!" antwortete der Schmiedgesell wie im Traum.

„Was das?" fragte der Junker weiter.

„Boldewyn!" sagte der Gesell wieder und in seinem Gesicht gab sich eine namenlose Verwirrung kund.

„Und das heißt Ottoken!“ rief der Junker mit schallender Stimme, warf den Hammer hin „und ich bin Werner!“

Er sprang mit einem Satz über den Ambos, fiel Ottoken um den Hals und küßte ihn auf beide Wangen.

„Du, Du bist Werner?“ stammelte Ottoken, noch immer zweifelnd, mühsam nur begreifend.

„Wie heißt Dein Herr, Waffenmann?“ fragte der Schmied erstaunt.

„Er ist der feste und edle Junker Todt von Friesach!“ antwortete Witter stolz.

Ottoken hielt Werner's Hand fest zwischen der seinen, es war dem guten Kerl als ob er träume, als sei der Werner ein Traumgebild, das in der nächsten Minute ihm unter den Händen zerfließen könne; auch war das ja der Werner gar nicht, den er gekannt, dieser stattliche Junker sollte sein Werner sein? Es war zuviel auf einmal für das nur bescheidene Begriffsvermögen des guten Burschen, er dachte gar nicht daran, daß sieben Jahre aus dem sechszehnjährigen Burschen einen solchen Mann gemacht haben könnten.

Werner wollte Ottoken Zeit gönnen und sprach

sich zu dem Schmied wendend: „Meister, ich bin mit diesem guten Gesellen groß geworden, er ist mein Pflegbruder, sein Großvater, der weltberühmte Schmied Boldewyn hat mich mit ihm und seinem Schwesterlein, dem Engelke, aufgezogen in der Herrenschmiede zu Poley; wir sind immer treue Brüder gewesen und nun, da wir uns an sieben Jahre lang nicht mehr gesehen, will der Bruder den Bruder nicht mehr kennen? Ottoken, bin ich denn wirklich ganz verändert?“

„Ich kenne Dich wohl, Werner,“ sprach Ottoken endlich, „aber siehst Du, Du bist ein Junker geworden!“

„Der bin ich immer gewesen, erwiederte der Edelmann rasch „und Dein Bruder werde ich immer bleiben!“

„Nichts habe ich von Dir gehört, gar nichts,“ sprach der Gesell mit bebender Stimme weiter, „als wie Du damals schriebst vor fünf Jahren, daß Du wieder gesund geworden von schwerer Verwundung!“

„Wärest Du heim in der Klosterschmiede zu Spandow geblieben,“ entgegnete der Junker lächelnd, „dann hättest Du doch ein wenig mehr erfahren, aber Du bist in die Welt hinaus gewandert, hast an

vier Jahre nichts von Dir hören lassen und ich konnte Dir doch keinen Boten nachsenden."

Mit großer Zartheit war der Schmied zurückgetreten von den Beiden; er gab dem andern Gesellen einen Auftrag und ging mit den beiden Waffenleuten zu seiner Hausehre und den Kindern in die Stube.

Werner und Ottoken waren allein in der Schmiede.

Sie saßen vor dem Schmiedefeuer, wie sie einst beisammen so oft in der Herrenschmiede zu Poley gesessen, sie hielten sich an den Händen gefaßt und sahen sich schweigend in die Augen; da wurden sie endlich inne, Beide, daß sie wohl älter geworden waren und sich äußerlich verändert hatten, daß ihre Herzen aber gegeneinander unverändert waren in Liebe und Treue.

„Ottoken, mein lieber Bruder," begann Werner zuerst, „laß Dir gleich zu Anfang sagen, daß Du getrost heimkehren kannst in die Klosterschmiede, denn die Anne Dorothee, die Dich mit ihrem Trotz und ihren spitzen Reden hinausgetrieben hat in die Fremde, ist nicht mehr dieselbe, seit Du fort bist; ihr Herz hat Dir immer gehört, aber der Mädchen-

trotz hat's nicht bekennen wollen; seitdem Du fort bist, ist sie in sich geschlagen, sie hat dem Engelke bekannt, daß Du ihr Herzliebster wärst und als ein Freier gekommen ist, ein stattlicher und guter, da hat sie dem Vater rund heraus erklärt, sie wolle keinen andern Mann nehmen als Dich, Dich oder gar keinen. Nun, geh heim, Ottoken und heirathe in die Klosterschmiede, die Anne Dorothee wird Dich mit offenen Armen empfangen. Das hat mir Meister Jürgen Jühner selbst gesagt, denn der brave Alte war vor drei Wochen bei mir in Berlin und hat mir Alles erzählt!"

„Das ist doch zu viel Glück auf ein Mal!" stammelte Ottoken, er hielt die Hände gefaltet und seine Augen waren naß.

„Die Anne Dorothee ist eine sehr schmucke Dirne geworden!" fuhr Werner fort.

„Du weißt immer noch Alles am besten, wie sonst auch, Werner!" flüsterte der glückselige Mensch.

„Ja," lächelte der Junker, „es ist kein Kunststück dabei, aber laß Dir's nicht leid sein, Ottoken, daß Du ein Stück in die Welt hinein gekommen bist; es war eigentlich recht heilsam für euch Zwei, daß Dich die Dirne durch ihren Uebermuth auf die

Wanderschaft gebracht hat; hast fremde Länder gesehen und Städte, damals seid ihr noch zu jung zur Heirath gewesen, jetzt ist's recht, geh heim, Ottoken und mache Hochzeit!"

„Allzuweit bin ich nicht gekommen!" lachte Ottoken halb verlegen.

Werner fragte, da kam's denn heraus, daß der große, baumstarke Bursch mit seiner ganzen Bärenkraft nicht weiter als bis nach Magdeburg und Wittenberg gekommen war; über der Elbe war's so ganz anders gewesen wie in der Churmark Brandenburg, da hatte ihn das Heimweh gepackt und er war immer wieder umgekehrt; jetzt arbeitete er schon seit zwei Jahren in der Lampenschmiede vor Belzig und bemerkte mit einer gewissen Genugthuung, daß die Lampenschmiede nicht zu der Stadt gehöre, sondern bei dem Dome zu Brandenburg zu Lehne gehe. Auch hatte er oft genug durch wandernde Schmiedegesellen von Meister Jürgen Jühner und dessen Haus gehört. Daran aber hatte sich seine Bescheidenheit genügen lassen. An die Rückkehr hatte er oft gedacht, sich aber nicht getraut, zu dem strengen, trotzigen Mädchen zurückzukehren. Die gutmüthige, ehrliche Seele drängte auch jetzt sofort

Alles was ihn selbst anging zurück und verlangte zu hören, wie es dem Jugendgefährten ergangen.

Werner war auch bereit dazu, doch meinte er verständig: „wir haben die Nacht vor uns, Ottoken, jetzt laß uns erst mit den Leuten reden, ich muß auch einen Bissen Speise nehmen, drauf lassen wir uns einen Krug Bier geben und legen uns auf's Schurzfell vor die Gluth, wie einst in der Herrenschmiede zu Poley, dann will ich Dir Alles erzählen!"

Ottoken nickte, er war wie ehedem mit Allem zufrieden, was Werner that oder sagte.

„Mein Engelke soll ein lieblich Mägdlein geworden sein," sprach der Junker aufstehend, „ich bin mit Fleiß nicht gen Spandow geritten, ich weiß warum, Du wirst's erfahren, wenn Du heim kommst; zuerst hat mir Meister Jürgen Jühner einen Pergamentstreifen geschickt durch Einen von unsern Reitenden, der in Spandow war, da hatte mein Engelke darauf geschrieben mit langen Buchstaben, die ihm gewiß recht sauer geworden sind: „Engelke grüßt Werner." Das hat mir große Freude gemacht. Doch jetzt genug, nach dem Abendimbiß liegen wir am Feuer und morgen ziehen wir unsere Straße, Du auf dem

nächsten Wege nach Spandow in's Ehebett, ich von Beltitz nach Wittenberg, von Wittenberg nach Magdeburg, von Magdeburg nach Halle und von Halle nach Leipzig. Wir werden uns dann wohl lange nicht wiedersehen, mein Ottoken, denn von Leipzig thu ich eine große Fahrt in's Niederland!"

Danach speiseten sie zusammen in dem Gemach neben der Schmiede und die Lampenschmiedin hatte aufgetragen, was Küche und Keller vermochten, denn ihr gefiel die ernste und doch freundliche Weise des Junkers von Friesach. Als aber nach dem Essen sich der vornehme Gast mit dem Schmiedegesellen auf einem Schurzfell in der Schmiede niederlegte, da hielten sich Alle, obwohl von der Neugierde nicht wenig geplagt, voll Bescheidenheit zurück und störten die leise Zwiesprache nimmer.

Neugierig waren die Leute, weil der fremde Junker seinen Spielgesellen in dem Ottoken entdeckt, daß aber derselbe so gar vertraut mit ihm umging, das nahm sie weiter nicht Wunder. Es war eben im fünfzehnten Jahrhundert noch manches anders, als in späterer Zeit; das deutsche Volk jener Tage war in Stände gegliedert, aber nicht geschieden, und diese verschiedenen Stände gingen vielfach in

einander über; einen Unterschied gab es nur zwischen freien Männern und unfreien Leuten, die freien Männer unter einander verkehrten viel ungezwungener, als das später, namentlich seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts und endlich seit dem dreißigjährigen Kriege der Fall war, wo die Rangunterschiede an die Stelle der ständischen Gliederung traten. Der Stand achtete den Stand, die Stände fühlten sich nebeneinander und untereinander als Theile des Ganzen; der Rang aber erzeugte auf der einen Seite Hochmuth, auf der andern Neid und Groll. Im fünfzehnten Jahrhundert verkehrte der Junker mit einem freien Bürger auf dem Fuße der Gleichheit, sie waren freie Männer in verschiedenen Lebensstellungen, sie konnten wohl Feinde und Gegner sein, aber sie waren ebenso oft Freunde; hundert und zweihundert Jahre später haßten, verachteten und beneideten sie sich gegenseitig, der Junker beanspruchte einen höheren Rang, weil er einem andern Stande angehörte, und der Bürger neidete den höheren Rang, weil er das dunkle Gefühl der ständischen Gleichberechtigung hatte. Es war weder die Schuld des Adels, noch die des Bürgerstandes, daß es so kam, daß die todten, höl=

zernen Rangunterschiede an die Stelle der lebendigen ständischen Gliederungen traten, Beide haben schwer darunter gelitten und bis auf diesen Tag ist auf einer Seite der stupide Neid gegen den Adel ebenso lebendig, wie auf der andern Seite eine alberne Rangüberschätzung leider auch noch oft genug vorkommt.

Im fünfzehnten Jahrhundert war's, wie gesagt, anders; wie sich heut zu Tage ein Baron schon lächerlich machen würde, wenn er dieses Titels wegen den Vorrang vor einem unbetitelen Edelmann beanspruchen wollte, so wurde man es im fünfzehnten Jahrhundert noch gar nicht begriffen haben, wenn ein Junker als solcher, auf einem andern als dem Fuß vollkommener Gleichheit mit einem andern freien Manne hätte verkehren wollen.

Darum erregte die Vertraulichkeit des Junkers mit dem Schmiedegesellen auch in der Lampenschmiede keine allzugroße Verwunderung und dieselbe schadete ihm in den Augen der Leute gar nicht; es waren eben noch persönliche Eigenschaften, welche damals das Urtheil der Leute bestimmten. Damit soll übrigens nicht behauptet werden, daß es nicht in einzelnen, in vielen Fällen anders gewesen; Hochmuth und Stolz, Neid und Groll haben immer

unter den Menschenkindern ihre traurige Rolle gespielt, im Allgemeinen aber waren die Verhältnisse so; im Princip nicht nur, sondern auch in Wirklichkeit, standen die freien Männer aller Stände auf gemeinsamen socialem Boden.

Vor dem Feuer in der Lampenschmiede aber fuhr der Junker von Friesach in seiner Erzählung also fort: „Daran habe ich lange krank und wund gelegen im Hause meines wackern Meisters Fettweiß und die Leute haben mich gehalten als ihren leiblichen Sohn, was ihnen Gott und die lieben Heiligen lohnen mögen in Zeit und Ewigkeit! Namentlich die Kinder des Hauses, die Söhne Friedrich und Johann, die Fettweiße, und die drei Töchter Magdalene, Jacobine und Margarethe, die Fettweißinnen, haben sich Gottes Segen an mir verdient durch treue Pflege.

Als ich aber genesen und wieder zu meinen Kräften gekommen war, da bin ich bei meinem Meister Fettweiß ein rechter Klingenschmied geworden und habe manches stolze Ritterschwert geschmiedet ganz allein; auch denke ich, daß ich mich dem Meister nützlich gemacht habe, denn unter der Arbeit fielen mir stets, bald schnell, bald langsam, allerlei Dinge

ein, die mir Vater Boldewyn dereinst gelehrt und wenn ich's probirte, was er mir gesagt, dann hab ich's allzeit richtig befunden, so daß ich, zur großen Freude und auch zum höhern Gewinn des Meisters endlich auch Bandklingen schmieden konnte, wie solche aus dem Morgenlande gekommen, allhier aber nicht gemacht wurden bis dahin. So ist mir die Zeit vergangen, bis ich meine achtzehn Jahre voll hatte und ich an Sanct Claren auf den Dom in Brandenburg ziehen mußte, wie mir vorgeschrieben. Da hab ich Urlaub genommen und bin auf den Dom gegangen und gedachte Alles zu erfahren von meiner Herkunft und meinen Eltern. Es ist aber ganz anders geworden. Freilich hat mich der Herr Bischof, als ich ihm die Zeichen gesendet, sehr freundlich aufgenommen und sich lange mit mir unterredet, schließlich mir aber doch weiter nichts gesagt, als was ich schon vorher gewußt, nämlich, daß ich ein geborener Edelmann und der Junker Werner Liborius Todt von Friesach sei, daß ich mächtige Feinde habe und nur schwer das Erbe meiner Väter wieder erlangen werde. Schließlich hat mir der hochwürdige Herr ein versiegeltes Päcklein mit Schriften gegeben, was ich dem Herrn Churfürsten

auf sein Schloß zu Köln an der Spree bringen sollte, und hat mich mit seinem Segen entlassen. Da bin ich denn zurück zu meinem Meister Fettweiß, dem hab ich Alles gesagt und hat mich Selbiger am andern Tage schon zu dem Herrn Churfürsten auf's Schloß geführt. Herr Friedrich war mir immer ein lieber, gnädiger Herr, als ich ihm aber die Schriften von wegen des Bischofs von Brandenburg überreichte, da legte er das Päcklein neben sich und sprach lächelnd zu mir: „Ich denke, daß ich das Beste von Dir schon kenne, Junker, die Schriften werden mich nicht viel mehr lehren, als ich schon weiß, Du bist ein redlicher Gesell gewesen bislang, Du wirst auch ein redlicher und kluger Junker sein fortan!"

Werner hielt einen Augenblick inne, das stolze Leuchten seiner Augen verrieth den Eindruck, den das Wort des großen Fürsten auf ihn gemacht; er war beinahe unwillig, daß Ottoken so gar keine Verwunderung zeigte, aber er lächelte doch leise, denn er besann sich auf das Wesen des Jugendfreundes, der so gewaltige Stücke auf ihn hielt, daß er sich über die größeste, Werner widerfahrene, Ehre nicht eben verwundert haben würde Der gute Kerl würde

sicherlich, wenn er vernommen hätte, daß die Churfürsten im Reich seinen Werner zum Kaiser über Deutschland gewählt, sich begnügt haben, mit den freundlichen Augen zu lächeln und ehrbar das Haupt zu neigen, als wäre das Alles in vollkommener Ordnuug.

„Als der Churfürst das gesagt," erzählte Werner weiter, „hat er die Schnur um die Schriften, an welcher das Siegel hing, aufgeschnitten und ein Blatt nach dem andern aufmerksam durchgelesen, darnach hat er lange Zeit sinnend und schweigend vor mir gesessen, bis er endlich gesprochen hat also: „Junker Todt von Friesach, ich bin als Dein Lehnsherr auch Dein geborener Vormund; ich kenne Dich, Du kennst mich, willst Du nun mir, als Deinem geborenen Vormund, in alle Wege folgen, so will ich zum Vortheil Deines Brandenburgischen Vaterlandes und Deiner selbst, etwas Rechtes aus Dir machen, sprich, willst Du mir folgen?" da antwortete ich, daß ich ihm in alle Wege folgen wolle und nun hat er mir sehr freundlich gesagt, daß die Schriften nicht nur die Beweise meiner Geburt enthielten, sondern auch meine Ansprüche auf ein reiches Erbe bestätigten und die traurige Geschichte meiner Eltern,

welche durch die bodenlose Tücke und Bosheit eines Mannes unglücklich geworden, daß er es aber für besser halte, wenn ich die sämmtlichen Schriften, die er in dem Churfürstlichen Urkundenschrein niederlegen wolle, in seiner Hand lasse, bis er die Zeit für gekommen erachte, da ich auftreten könne, um meine Ansprüche mit Erfolg geltend zu machen. Ich gab freudig meine Einwilligung, denn siehst Du, Ottoken, unser Herr Friedrich ist ein solcher Fürst, daß man Alles, was er heischt, nicht nur thut, sondern auch willig und mit Freuden thut. Darnach hat der Churfürst mit mir weitere Abrede genommen und ich bin sein Mann geworden, er hat mich als einen heimlichen, wohl vertrauten Diener in seinen Sold genommen. Das muß ich Dir erklären, Ottoken; unser Churfürst hat zehn oder auch zwölf Heimliche, das sind Junker, die für ihn bald hier bald dothin reiten müssen, seine Botschaften an fremde Höfe tragen und ihm dann melden, was sie dort gesehen, so daß Herr Friedrich immer ganz genau weiß, wie es am Kaiserlichen Hoflager steht, was die vornehmsten Fürsten im Reich treiben, ob der König in Frankreich rüstet und wie sich der heilige Vater in Rom hält. Das Alles erfährt

Herr Friedrich durch seine Heimlichen und darnach kann er sich richten mit seiner Regierung; denken die Polen zum Beispiel auf einen Angriff und rüsten, so erfährt er's lange zuvor und ist mit seiner Gegenrüstung fertig, hat Verbündnisse geschlossen und kann ihnen mit großer Macht begegnen. Gilt es ihm aber auch nicht selbst, so kann er die Bedroheten warnen, oder ihnen zu Hülfe ziehen, sich zur Vermittelung anbieten, oder sich mit seiner gewaltigen Faust zwischen sie legen. Also hat mein Herr Friedrich ein mächtiges Ansehen gewonnen im Reich und auch noch weit über des Reiches Grenze hinaus, überall wird der Name des weisen Brandenburgers mit der höchsten Achtung genannt und gibt es keinen Fürsten, der nicht vor dem Eisenzahn den Hut zöge. Nun, siehst Du, Ottoken, ich bin nun Einer von den „Heimlichen" des Churfürsten geworden an jenem Tage und er hat mich selbst in meinen Pflichten genau unterrichtet, damals und nachher mit sehr großem Fleiß. Damals aber habe ich gleich von der Schmiede und dem wackern Meister Fettweiß Abschied nehmen müssen; das ist mir hart angekommen, denn sie hatten mich rechtschaffen lieb, die Leute, und ich wäre dem Meister ein an-

ständiger Schwiegersohn gewesen, denn die jüngste Tochter, die Margarethe, war mir hold und zugethan, das merkte ich wohl, ich that aber als sähe ich nichts, denn es konnte doch nichts daraus werden, es hat mir oft schwer auf dem Herzen gelegen; ei! ich war dem Mädchen auch gut, sie war sanft und still, fromm und stattlich, es war aber besser so, und im vorigen Jahr hat sie einen wackern Mann genommen, einen Rathmann in der Sadt Berlin und ich habe ihr, wie jetzt ein Sohn kam, das erste Kindlein aus der Taufe gehoben, das habe ich mit großer Freude gethan, Nun, also bin ich von der Schmiede weg und die Leute, mit Ausnahme der Fettweiß'schen, haben geglaubt, ich sei weiter gewandert als ein Schmiedegesell. Ich bin aber nach Tangermünde zum Churfürsten; da hat mich der ausgestattet mit Roß und Harnisch, mit einem Jungen und zween Waffenleuten, dennso werden die Heimlichen von ihm Alle ausgestattet, dann habe ich einen Beutel mit Geld und Briefe bekommen und so habe ich dann von Tangermünde aus mit den Aufträgen des Herrn und unter dem Schutze der lieben Heiligen meine erste Fahrt zu den polnischen Herzogen in Schlesien und in's Böhmerland ange-

treten. Bin acht Monate fern gewesen und als ich heimkam, habe ich den Herrn in Küstrin gefunden, ist sehr zufrieden damals mit meinen Berichten gewesen, hat mich am Hoflager behalten und auch mit vielen vom Adel bekannt gemacht aus dem Lande über der Oder; darnach bin ich verschickt worden erst nach Marienburg, wo der Hochmeister des deutschen Ritterordens seinen Sitz hat, darnach gleich wieder an das Hoflager des Polenkönigs, welches in der alten Stadt Krakau sich befand und darnach wieder nach Marienburg, denn es waren wichtige Dinge im Werk, weil unser Herr das Land über der Oder wieder an Brandenburg bringen will, wozu es gehört. Also, mein Ottoken, bin ich herumgezogen, habe viel gesehen und gehört, hab' bei manchem Stechen mir den Dank verdient und habe in manchem guten Strauß mitgefochten auf grüner Haide, der Churfürst aber ist mir ein gar lieber Fürst geworden, der ein großes Vertrauen auf mich setzt und mich mit einer Ehrenkette nicht nur, sondern auch mit einem Lehengut beschenkt hat!"

Also erzählte der Heimliche des Churfürsten von Brandenburg dem Jugendfreund in der Lampenschmiede vor Beltitz; Ottoken aber war ganz Ohr

und wenn Werner berichtete von seinen Kämpfen in Böhmen und Polen, dann reckte er wohl die gewaltigen Arme und ballte die harte brandenburgische Faust, weil es ihm leid war, daß er nicht dabei gewesen. Wenn aber der Junker die schön gezierten Damen beschrieb, so den Dank vertheilt beim Turnier, oder dem Sieger den Ehrentrunk kredenzt, mit zarten Lippen den Rand des Goldbechers berührend, dann begann das dunkle Auge des Schmiedegesellen zu funkeln und er gedachte der Anne Dorothee in der Klosterschmiede zu Spandow, die ihm nun bald den Brauttrunk kredenzen werde.

Etwas von der ritterlichen Frauenverehrung, welche tief im Geiste aller germanischen Stämme steckt, hatten damals alle freien Männer, wie sie auch Alle Freude an Krieg und Kampf in Schimpf und Ernst hatten. In eigenthümlicher, jetzt kaum mehr begreiflicher Weise, gingen diese Eigenschaften Hand in Hand mit Ausbrüchen einer kaum glaublichen Wildheit und Rohheit einerseits und einer Strenge, für welche wir den Maaßstab völlig verloren haben. Jedenfalls aber lag selbst in der Rohheit, welche in dem Benehmen gegen die Frauen damals auch

in den höheren Ständen noch vielfach zu Tage trat, nicht die tiefe Verachtung der Frau, welche die eigentliche Grundlage des französisch galanten Spiels mit der Frau ist und zu der modernen Sittenverwilderung geführt hat.

Der eigentliche Volksgeist der Germanen hegt stärker wie der aller andern Völker die Achtung vor der Frau, er hat, verbunden mit dem Christenthum, die schönsten Blüthen getrieben, die herrlichsten in der Marienverehrung, in der Verehrung der heiligen Jungfrau, der Gottesgebärerin.

Die Marienverehrung ist ihrem Wesen nach, in ihrer ursprünglichen Reinheit, ächt deutsch und selbst da, wo sie schon auf Abwege gerieth und in einen Cultus, der Gott dem Herrn allein gebührt, ausartete, war sie bei den germanischen Stämmen noch rein und schön; es sind nicht Deutsche gewesen, welche die Marienverehrung zu einem dogmatisch-frivolen Cultus verzerrt haben.

Die Frauenverehrung war im deutschen Wesen, aber die ungebändigte Leidenschaftlichkeit, die Ueberfülle leiblicher Kraft drängte sie allerdings in vielen Fällen zurück.

Die ganze Nacht hindurch lagen die beiden

Jugendfreunde am Feuer und sprachen mit einander, aber nicht nur von der Vergangenheit, sondern auch von der Gegenwart und Werner zeigte, daß er nicht umsonst ein Heimlicher des Churfürsten sei; er erfuhr von Ottoken, daß die Veste von Belzig oder Beltitz, welche in Trümmern lag, seit sie der magdeburgische Erzbischof Günther verbrannt, wieder aufgebaut werden solle; vor ein paar Jahren schon hatte man den Grund gelegt zu der Veste Eisenhart, diesen Namen sollte sie führen, aber der Bau war unterbrochen worden; es stand bis jetzt erst ein gewaltig starker Rundthurm, der auf uraltem Fundamente erbaut war, dazu wollte man sieben Rondeele fügen. Dicht bei Beltitz lag der Sandberg mit den Burglehnen der edlen Herren von Oppen, die waren Burgmänner von Beltitz und ihr Haupthaus lag auf dem Sandberge. Sie hatten überdem noch in der Nähe bei dem Flecken Raben die stattliche Burg zum Rabenstein genannt und waren so reich begütert und so angesehen, daß sie zu den schloßgesessenen Geschlechtern gezählt wurden, ebenso wie die Brande von Lindau, welche seit etlichen dreißig Jahren die starke Wasserveste Wiesenburg mit ihren stattlichen Eichen- und Buchenwäldern erworben hatten. Solcher

und ähnlicher Nachrichten manche zog der Heimliche des Churfürsten von Brandenburg von Ottoken ein, denn Friedrich hatte sein Auge auf Beltitz und gern hätte er diesen Grenzplatz an Brandenburg gebracht, den aber die meißnischen Wettiner, welche den sächsischen Churhut gewonnen seit dem Ausgang der askanischen Wittenberger, so fest hielten, daß selbst der Eisenzahn nichts vermochte. Fernerhin aber war's Herrn Friedrich von Wichtigkeit, genau zu erfahren, wie es mit dem Bau der Veste Eisenhart stünde und darum hatte er seinem Heimlichen Auftrag gegeben über Beltitz und Wittenberg nach Magdeburg zu ziehen.

Als am andern Tage der Junker von Friesach bei dem edlen Hans von Oppen auf dem Sandberge binnen Beltitz Einkehr hielt, da war Ottoken mit seinen langen Schritten schon ein gut Stück hinein gewandert in die liebe alte Mark Brandenburg und es war ihm so lustig zu Sinn trotz des häßlichsten Herbstwetter's, daß er seinem vollen Herzen zuweilen durch einen gewaltigen Jauchzer Luft machen mußte.

Zweites Capitel.

Der Wachtelfang von Saint Géran.

Dort oben, auf einem kleinen, freien Rasenfleck des waldigen Berges Misomme, unter einer prächtigen Platane, die ihren leichten, zierlichen Blätterschmuck leise in Sonnengold und Morgenwind schwimmen ließ, hielten zwei völlig kampfgerüstete Reiter auf hohen, geharnischten Streitrossen und blickten spähend hinunter in die Ebene, welche nach drei Seiten hin ihren Blicken, vom hellsten Morgenschein wie mit Gold übergossen, offen lag.

Beide Reiter tragen die schwere Plattenrüstung des fünfzehnten Jahrhunderts, die der Kugel Widerstand leisten sollte, ihre gewaltigen Schlachtschwerter an eisernen Ketten, Streitkolben am Sattelbogen und lange Stoßlanzen in der rechten Hand. Beide Reiter haben des Visir des Helms aufgeschlagen

und blicken nieder in die Landschaft, sichtlich ohne von der schönen Morgensonnenbegleitung irgendwie einen Eindruck zu empfangen. Das Gesicht des Jüngeren, es ist das Gesicht des Junkers Todt von Friesach, verräth gespanntere Aufmerksamkeit, das Antlitz des Aelteren zeigt eine stolze Gleichgültigkeit, obwohl auch hier das Auge späht und wacht. Die weißen Lanzenfähnlein beider Reiter zeigen ein rothes Andreaskreuz, welches man auch das Burgundische Kreuz nennt, sie gehören zu dem Heere des Königlichen Herzogs Philipp von Burgund, den man den Guten hieß.

Nach längerem Schweigen richtete sich der Aeltere höher auf im Sattel, sein stolzes, gleichgültiges Gesicht wurde freundlicher und mit angenehmer Stimme sprach er: „Ihr strengt Eure Augen umsonst an, so trefflich sie sind, Ihr werdet doch nichts entdecken, denn es ist noch zu früh, Damoiseau vom Bären!“

Damoiseau entspricht dem deutschen Junker, es hat sich aber nur des Wortes weibliche Form, Damoiselle, Fräulein, mit leichter Wandelung im Sprachgebrauch erhalten.

Werner Todt von Friesach schaute den Herrn

einen Augenblick an, es war als mustere er die edle Bildung des Ritters, denn ein solcher war der Herr, das zeigten nicht nur die goldnen Rittersporen, sondern auch die aus goldnen Feuersteinen gebildete Ordenskette mit dem goldnen Vließ, die ihm vom Halse nieder hing auf den Brustschild, der von Silber und Roth sechsmal queergestreift war.

„Messire von Croy," begann der Junker von Friesach, er sprach sein Französisch langsam, aber nicht unsicher, „ist's wahr, daß Ihr von den alten Königen von Hungarn abstammet und Attila, der Hunnenkönig, als Eures Geschlechtes Ahnherrn zählt, wie man mich zu Lille versichert hat?"

„Wir sind freie Herren in Picardie immer gewesen," entgegnete der Baron von Croy hochmüthig, „wir stammen nicht von den Königen von Ungarn, aber vielleicht stammen diese Könige von uns ab!"

Dem Junker gefiel das, er begriff solchen Stolz, der hoheBaron aber schlug den grünen Mantel, den er über dem Harnisch trug, fester um die Stahlschienen, ließ sein Roß vortreten bis an den Rand des Abhangs und winkte dem Junker ihm zu folgen. Als der Brandenburger an seiner Seite hielt sprach

er: „Ich will Euch die Lande zeigen, Damoiseau, man sieht weit hinein von hier!“

Todt von Friesach nickte.

„Der Fluß vor uns,“ begann der Baron „ist die Somme, das Land hinter dem Fluß ist die Grafschaft Vermandois, die hohen Thürme rechter Hand sind die Stadt Abbeville und hinter derselben beginnt die Grafschaft Ponthieu, hinter uns haben wir Artois, Hennegau und Flandern; da links am Fluß hinauf kommen zuerst die Thürme von Amiens, Ihr müßt sie über dem Wald dort in der Senkung erkennen, weiter hinauf noch liegt Peronne, die starke Veste, dort stößt das Vermandois mit dem Herzogthum Valois und der Königlichen Grafschaft Champagne zusammen, der ganze Landstrich aber von Saint-Quentin abwärts an der Somme bis nach Abbeville ist streitig zwischen meinem Bundesgenossen, dem großen Herzog von Burgund, und dem Könige in Frankreich.“

„Und die Burg hier grade unter uns?“ fragte Todt von Friesach, die Hand hinausstreckend.

„Das ist das Schloß und das Städtchen Saint Géran, der Hauptort der Baronin Saint Géran, welche seit dem Ausgange der alten Barone

den Herren von La Caſſe zuſteht. Dieſe Herren ſtammen aus dem Bourbonnais und halten ſtets zu den Königen von Frankreich, die ihre Lehnsherrn in der Heimath ſind!“

„Wenn die Furth durch die Somme bei den zwei einzelnen Bäumen iſt,“ ſagte der Brandenburger plötzlich, „mich dünkt, Ihr hättet es vorher bemerkt, Meſſire von Croy, ſo deckt das Schloß von Saint Géran die Furth nicht!“

„Das Geſchütz auf dem Schloß iſt gut, ſie haben da einen deutſchen Geſchützmeiſter aus Straßburg!“ bemerkte der Baron von Croy im Tone des Zweifels.

„Und wenn ſie das ſtärkſte Geſchütz dort haben und den beſten Conſtabler,“ beharrte der Junker, „ſie können die Furth nicht beſtreichen!“

„Ich widerſpreche Euch nicht, Damoiſeau,“ entgegnete der Baron ruhig, „es wird ſich heute noch zeigen, ob Ihr Recht habt oder nicht!“

„Wenn ſie herüber kommen, ſind ſie verloren!“ erklärte der Junker beſtimmt.

„Ich verſtehe,“ meinte der Baron lächelnd, „wenn die Franzoſen geworfen ſind, müſſen ſie ſich durch die Furth zurückziehen und das iſt ein ſchlimmes Stück Arbeit, wenn ſcharf nachgehauen wird; aber

der Sire de La Caille hält eine zahlreiche Besatzung, das ganze Städtchen steckt voll von seinen Waffenleuten, er wird stark ausfallen, um den Franzosen Luft zu machen, wenn wirklich seine Stücke nicht bis zur Furth tragen!"

„Sie tragen nicht," wiederholte Werner ruhig „und laßt sie ausfallen," setzte er freudig hinzu, „je stärker sie ausfallen, desto besser, wir müssen nur für eine Schaar sorgen, welche ihnen in den Rücken fällt und sie von Saint Géran abschneidet, vielleicht gelingt es uns dabei durch Ueberraschung das Städtlein, vielleicht sogar das Schloß, zu nehmen!"

„Oho!" rief der Baron, „Ihr reitet einen starken Trab, Damoiseau vom Bären, aber es ist etwas in dem, was Ihr da sagt, wahrlich, Ihr könnt Recht haben und ich will's versuchen; hm? der Graf von Charolais wird sich wie ein Stier auf den Feind stürzen, ich kenne seine Kampfweise, sie nennen ihn nicht umsonst le Téméraire, er wird die Franzosen zur Furth treiben; gut, Damoiseau, ich werde meine Vettern und Lehnsleute zurückbehalten, fällt der Sire von La Caille aus, dann werfen wir uns auf seine Nachhut und Ihr könnt ja dann mit den Waffenleuten meines Vetters Achard, die mir an-

vertraut sind, einen Handstreich auf Saint Géran versuchen — ist Euch das recht, Damoiseau?"

Werner verneigte sich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen.

„Es ist ein Haufen tapferer Waffenleute," fuhr der Baron fort, „mein Vetter Achard hält sie in Uebung, an achtzig Mann, dazu kommen dreißig flandrische, schwere Reiter, mein Vetter Achard von Vagogne, der zu Lille verwundet liegt, wird sich freuen, wenn er hört, daß sein Banner gut in's Gefecht gekommen!"

Der Brandenburger antwortete nicht, sondern streckte seine Hand aus, vorwärts; der Baron von Croy folgte mit dem Blick der angedeuteten Richtung, dann sagte er: „sie sind es! bei Gottes Thron! sie sind es wirklich!"

Darauf ließen beide Herren ihre Rosse einige Schritte zurücktreten, wendeten dann und ritten auf einem schmalen Pfade, der sehr gemächlich in allerlei Windungen an der Rückseite des Berges hinunterlief, ziemlich rasch abwärts.

Um unsern Lesern die Situation klar zu machen, wollen wir hier gleich bemerken, daß Louis von Valois, Dauphin und Kronprinz von Frankreich sich

wieder ein Mal, er pflegte das öfter zu thun, gegen seinen Vater, den König Carl VII. von Frankreich, empört hatte. Die Empörung hatte aber einen schlechten Erfolg gehabt; er war überall geschlagen worden und hatte sich selbst in seinem eignen Lande, der Dauphiné, nicht gegen die Schaaren seines Vaters halten können. Da war er zu dem Herzoge von Burgund geflüchtet. Philipp der Gute, selbst ein Prinz vom Königlich französischem Geblüte, war voll Eifersucht gegen Frankreich, weil er damit umging, aus seinen großen burgundischen und niederländischen Provinzen ein neues Königreich Burgund zu machen. Der Herzog von Burgund hatte längst Königliche Macht, es fehlte ihm nur der Königliche Titel, den aber konnte ihm, nach der Ansicht jener Zeit, nur der Kaiser geben. In der französischen Politik nun lag es, den mächtigsten Vasallen seiner Krone nicht zum unabhängigen Könige werden zu lassen und wie Philipp der Gute jede Gelegenheit benutzte, Frankreich zu schwächen, um sich endlich von ihm ganz loszureißen, so benützte der König von Frankreich jede Gelegenheit, den übermächtigen Vasallen die Macht des Oberlehnsherrn empfinden zu lassen. Als daher Burgund sich weigerte, den

Dauphin auszuliefern, rückte Frankreich sofort in's Feld, um sein Verlangen mit Gewalt durchzusetzen. Burgund hatte in Frankreich selbst viele Freunde und man wußte sehr bald, daß zwei französische Heere heranrückten, welche auf St. Quentin und Peronne gingen, während eine dritte Abtheilung auserlesener Krieger durch die Furth von Saint Géran einbrechen, das Artois bedrohen und möglicher Weise den Burgundern in den Rücken fallen sollte.

Gegen diese dritte Abtheilung nun hatte Philipp der Gute seinen Sohn, den Grafen Karl von Charolais, den man Karl den Kühnen nannte, ausgesandt, während er selbst mit dem Dauphin (nachmals König Ludwig XI.) die Somme in ihrem obern Lauf zu schützen auszog.

Bei dem Grafen von Charolais, der namentlich den Adel aus Picardie, Flandern, Artois und Hennegau bei sich hatte, befand sich der hohe Baron von Croy und der Heimliche des Churfürsten von Brandenburg, Junker Todt von Friesach, welcher seit Jahresanfang schon am Hoflager des burgundischen Herzogs verweilt hatte und mit Freuden diese Gelegenheit ergriff, einen Feldzug mitzumachen.

Als Messire Philipp von Croy mit seinem Begleiter den Fuß des Berges erreichte, sahen sie eine starke Reiterschaar vor sich, welche sich gelagert hatte, aber sofort zu Pferde war, als die Trompete schmetterte; andere Trompeten in der Nähe und in der Ferne antworteten. Baron von Croy setzte sich an die Spitze des Geschwaders und so trabten sie an dem Fuße des Berges hin, während sich ihre Anzahl fortwährend verstärkte, weil immer mehr größere und kleinere Schaaren zu dem Hauptbanner stießen.

Als sie in die offene Ebene nach der Somme, die hier einen weiten Bogen schlug, einritten, zählten die Geschwader des Barons von Croy etwa dreißig Lanzen, was nach burgundischem Kriegsbrauch eine Gesammtstärke von weit über dreihundert Reitern ausmachte, denn jeder Ritter, das heißt jede Lanze, hatte zwölf bis zwanzig leichter geharnischte Reiter in seinem Gefolge.

Dicht am Walde war das Lager des Grafen von Charolais aufgeschlagen; die weißen Zelte hoben sich malerisch ab gegen das Grün, aber die ganze Ebene wimmelte von Rossen und Reisigen und laut ließen sich die Trompeten vernehmen, welche zum

Auffsetzen bliesen. Schon rückten einzelne Geschwader in geschlossener Reihe vor, vor jedem Geschwader das viereckige Banner des Freiherrn, oder sonst betitelten Bannerherrn, welcher das Geschwader aufgeboten, von allen Lanzen aber flatterte das Fähnlein mit dem rothen Burgunderkreuz.

Der Baron von Croy befahl einem seiner Vettern, die Geschwader von Croy zu ordnen; einem jungen Krieger von herculischer Gestalt, der das roth und weiße Schild von Croy, mit einem schwarzen Schräglinks-Balken vermehrt, vor der Brust trug, befahl er das Banner von Croy. Dieser riesenhafte Jüngling war der Bastard von Vagogne, ein natürlicher Sohn des berühmten Kriegers Achard von Vagogne, der mit den Croy versippt war. Der Junker aus Brandenburg schloß sich mit sechs Waffenleuten, welche der alte Dücker Enzelt als Coutelier führte und Witter aus Perleberg, sowie der junge Bursch der Eicke aus Berlin begleiteten, dem Banner von Croy an. Die sechs Waffenleute waren Deutsche, Werner hatte sie zu Lille in seine Dienste genommen und stattlich ausgerüstet. Der Brandenburgische Junker konnte sich wohl sehen lassen mit seinem Gefolge.

Unterdessen war der Baron von Croy zu einem Hügel geritten, wo der Graf von Charolais auf einem milchweißen Schimmel hielt, der mit einer Schabrake von Purpursammet belegt war. Der Prinz trug einen herrlich vergoldeten Plattenharnisch, nur den Helm hatte er noch nicht aufgebunden, in der Hand hielt er eine riesige Streitaxt, seine liebste Waffe; sein dunkles, blauschwarzes Haar flog unordentlich um sein Haupt und in dem von Leidenschaft durchglühten Antlitz blitzten unheimlich die tief in ihren Höhlen liegenden Augen. Ein Purpurmantel floß in malerischen Falten um die Gestalt, die weder hoch noch schön war, aber die waffengeübte Vollkraft männlicher Jugend verrieth. Etliche hohe Barone hielten sich rechts von dem Prinzen, hinter ihm stand, von dem Grafen von Challon getragen, das große Banner des Prinzen mit dem rothen Kreuz von Burgund, dabei war ein Herold vom goldnen Vließ und etliche Unterherolde, sowie mehrere Trompeter und etliche Leibdiener.

„Deine Trompete hat uns geweckt, Philipp," schrie Karl der Kühne mit heiserer Stimme dem Baron entgegen, „hast Du sie gesehen?"

„Ich habe sie gesehen, Morseigneur!“ antwortete der Baron mit stolzer Verneigung.

„Wann kommen wir zum Angriff?“ fragte der Prinz hastig.

„Es wird keine Stunde vergehen und wir sind handgemein, Prinz!“ versetzte der Baron.

Karl der Kühne schwang seine Streitaxt und wirbelte sie um's Haupt, als wär's ein Spielzeug; Geschwader auf Geschwader defilirte.

„Deine Leute sind in Ordnung, Philipp,“ rief der Prinz wieder, „vorwärts mit dem Banner von Croy!“

„Monseigneur,“ sprach der Baron ganz nahe an den Prinzen heranreitend, „ich bitte um die Nachhut!“

Karl brach in volles Lachen aus, plötzlich hielt er inne, schaute den Baron durchbohrend an und fragte: „Du willst mir nicht sagen, was Du vor hast, Philipp, aber ich traue Dir was zu, thu Dein Bestes!“

„Noch ein Wort, mein Prinz,“ flüsterte der Baron, sich zu dem Ohr des unbändigen Fürstensohnes neigend, „haltet Euch links bei'm Angriff, Einer, dem ich was zutraue, versichert mich, die

Stücke von Saint Géran könnten die Furth nicht bestreichen —"

Karl stieß einen grimmigen Jubelruf aus.

„Wenn Ihr beim Nachhauen mit dem linken Flügel vorgeht und den rechten etwas zurückhaltet, könnt Ihr ersaufen lassen, was Ihr nicht niederhauen wollt!"

Der Prinz überlegte schweigend, dann entgegnete er laut: „ich nehme den linken Flügel, die Edelleute von Hochburgund voran, Crèvecoeur nimmt den rechten, aber wenn die verdammte schwarze Wachtel ausfällt da unten, so nimmt sie uns in die Flanke!"

„Das ist meine Sache, Monseigneur!" erwiederte der Baron.

Der Prinz ließ einen langen, scharfen Pfiff hören und sah den Croy mit funkelnden Augen an, seine Wangen brannten und wie im Fieber krallte sich seine Faust um den Griff der Streitaxt. Es hatte den Fürstensohn bereits die Furie der wildesten Kampflust gepackt.

Die letzten Geschwader trabten vorüber.

„Den Helm!" befahl Karl mit heiserer Stimme.

Der Helm wurde dem Prinzen aufgebunden, seine Lanzenträger rückten dichter an ihn.

„Vorwärts mit dem Banner von Burgund!" befahl Karl.

„Das Banner von Burgund ist vorwärts!" antwortete der Graf von Challon und rückte an die linke Seite des Prinzen.

„Crêvecoeur!" rief Karl.

Einer der Hochbarone von Burgund verneigte sich.

„Ihr stellt Euch mit all den Euren und dem Adel aus dem Herzogthum auf den rechten Flügel, laßt mich mit Hochburgund nach links abschwenken, und haltet die Geschwader zurück, bis Ihr mich an dem Feind seht, dann brecht Ihr im Galopp vor und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir diese Franzosen nicht in solcher Scheere faßten!"

Graf Stephan von Crêvecoeur verneigte sich so tief, daß die schwarze Feder seines Helms die Mähne des Rosses berührte, dann wendete er das edle Thier, zog die Zügel an, daß es sich hochaufbäumte und sprengte davon, von Etlichen seiner Waffenleute dicht gefolgt.

„Alles in Ordnung?" fragte jetzt der Prinz, seine Lippen bebten und die Stimme versagte ihm fast.

„Alles in Ordnung, gnädiger Herr!“ erwiederte der oberste Coutelier, der die Reiter der Leibwache, lauter junge Edelleute, befehligte.

Da hub der Prinz die Streitaxt hoch und schrie mit gellender Stimme: „Burgund! Burgund!“ im selben Augenblicke aber ließ er dem Roß die Zügel und jagte davon, sein Gefolge tosete klirrend und rasselnd hinter ihm her.

„Burgund! Burgund!“ schrien sie den Feldruf.

„Unsre liebe Frau von Burgund!“ hallte wie Donner der Gegenruf aus den tiefen Geschwadern der Deutschen aus der Freigrafschaft und von Hochburgund.

„Burgund! Burgund! unsere liebe Frau von Burgund!“

„Bourgogne! Bourgogne! notre Dame de Bourgogne!“ gellte es aus den Reihen der Ritter aus dem Herzogthum.

„Bourgogne! Bourgogne! notre Dame de Bourgogne!“

Diese ganze Cavallerie ging in scharfem Trabe vorwärts und staunend nicht nur, sondern auch unwillig sahen es die Geschwader von Croy, welche allein noch hielten und ihres edeln Führer's harrten,

welcher langsam auf sie zugeritten kam und sich ruhig mit dem Seneschall von Muyd unterhielt, welcher mit seinen vlaemischen Fußknechten zur Beschützung des Lagers zurückgeblieben war.

Höflich verabschiedete sich der Baron von dem Seneschall, ruhig winkte er dem Trompeter, dann führte er seine Geschwader, vier Mann hoch, weiter rechts, mehr dem Strome zu. Sie kamen dem Fluß ziemlich nahe, lenkten aber dann ein und trabten wieder nach links, von einer kleinen Hügelkette vollständig gedeckt.

Hier ließ der Baron von Croy seine Reiter wieder absitzen und winkte die Führer zu sich, denen er seine Befehle ertheilte; als er sie entlassen, sprang er selbst vom Roß, ließ den brandenburgischen Junker holen und sprach zu ihm, indem er mit ihm den nächsten Hügel, auf welchem einige Büsche standen, erklomm: „hört Junker vom Bären, Karl und Burgund erfechten heut jedenfalls einen glänzenden Sieg, die Franzosen halten diesen Anprall nicht aus, habt Ihr aber Recht gehabt mit den Kanonen von Saint Géran, dann kommen nicht hundert Franzosen über die Furth zurück, darauf kenne ich meinen Prinzen. Jedenfalls macht die schwarze Wachtel,

ich meine den Herrn de la Caille, — er führt eine schwarze Wachtel, redendes Wappen, im Schild, — einen Ausfall; sowie er nun die Hügelkette passirt hat, breche ich links heraus und falle ihm in den Rücken, Ihr aber, Ihr versucht das Wagstück, von dem Ihr gesprochen, Ihr brecht rechts heraus und werft Euch auf Saint Géran; nehmt Ihr den Platz, so habt Ihr die Wachtel gefangen und die Ehre des Tages. Die Waffenleute von Vagogne kennen die Localitäten so ziemlich in Saint Géran; der alte Varvel, der das Banner mit dem weißen Löwen im blauen Felde, Achard's Banner, trägt, wird Euch unterstützen, gebt den cry de guerre von Vagogne, sie sind's gewohnt unter dem zu Feldruf zu fechten, er heißt: „Achard hache!“

„Achard hache!“ wiederholte der Junker.

„Nieder!“ befahl der Baron und warf sich selbst zu Boden.

Der Junker folgte seinem Beispiele und Beide krochen jetzt den Hügel vollständig hinauf und lagen hinter den Büschen.

Kaum lagen sie, als plötzlich die burgundischen Trompeten in der Ferne zu schmettern begannen, andere Trompeten antworteten.

„König Karls Trompeten!“ sagte de Croy, „dort drüben auf der Wiese werden sie zusammentreffen, bei Gottes Thron! die Franzosen sind rasch, sie werden dem Prinzen die Sonne abgewinnen, aber das hilft ihnen doch nichts, er wird um so wüthender toben!“

Ein Schuß donnerte vom Schloß Saint Géran.

„Die Königliche Fahne wird aufgezogen!“ sagte Werner, der nach rechts geschaut und das Terrain gemustert hatte, er fand es trefflich für seinen Angriff.

„Da sind sie!“ sagte der Baron und stieß den Junker an, dieser blickte nach der Wiese, in welche eine Schaar geharnischter Reiter, im Sonnenglanz funkelnd, wie ein Blitz hineinfuhr.

„Wessen ist das Banner?“ fragte Werner, „Grün in Weiß!“

„Ei, Ihr habt gute Augen, Damoiseau,“ entgegnete de Croy, „noch erkenne ich's nicht, doch nun, ah! der grüne Schlehdornbusch, hm! ist der auch dabei? das ist Einer der vornehmsten Herren in Frankreich, dem mußten sie freilich den Vorderzug lassen, er ist der Seigneur von Crequy, von ihm und seinem Wappen heißt's im Reim:

Créquy haut Baron,
Créquier haut renom!

und das ist wahr, es ist ein stolzes, kühnes Geschlecht und nicht umsonst steht um ihren Schlehendorn: „Nul s'y frotte!“

„Ihr kennt die französischen Banner genau, Messire?“ fragte der Brandenburger.

„Habe so oft mit ihnen gefochten und turnirt,“ erwiederte de Croy, „aber der Prinz kommt immer noch nicht? ich höre auch seine Trompeten nicht, da stellen sich die Franzosen in Linien, jetzt kann ich die Banner genau sehen. Seht, neben Crequy, ein blauer Wolf in Gold, das ist der Seigneur Vidam von Agoult, ein Herr aus dem Süden; neben ihm das rothe Ankerkreuz in Gold ist Aubusson, Lafeuillade von Aubusson; hier, neigt Euer Haupt, Damoiseau, Ihr könnt es unbeschadet Eurer Würde, das ist das Banner von Montmorency, da ist das rothe Kreuz mit den sechszehn blauen Adlern des ersten Barons der Christenheit, ich denke es ist der junge Mathieu, der das stolze Banner in den Kampf bringt; die gekreuzten silbernen Schlüssel in Roth, das ist Clermont; von Gold und blau quadrirt ist Candolle; roth mit goldnen Lilien bestreut ist Cha=

teaubriant, eine bretagnische Sippe, die haben die goldnen Lilien vom heiligen Ludwig erhalten anno 1250. Halt, da ist endlich auch Burgund, seht Ihr, den Franzosen gegenüber, die rothen Kreuze an den Fähnlein der Lanzen? bei Gottes Thron! die rothen Schildlein in Gold, das ist der Vicomte von Bernâtre, gehört zum Hause der Grafen von Ponthieu, warum mag der zum ersten Angriff kommen? ah! vermuthlich ist wieder Zank gewesen um den ersten Angriff uud da hat der Prinz ihn bestimmt. Des Vicomte Schilddevise lautet: Sans ayde! so tapfer der gute Herr ist, so wird's ihm doch lieb sein, daß da der Seneschall von Morlac ihm zur Hülfe rückt. Seht, jetzt legt der Vicomte die Lanze ein, mir ist's, als hörte ich ihn „Abbeville! Abbeville!“ rufen, das ist sein cry de guerre, da, nun sind sie aneinander!“

Der Burgunder sprach nicht mehr, der Kampf wogte hin und her, er zog sich bald über das offene Stück Wiese hin, welches sie übersehen konnten, bald verschwand er von demselben und zog sich hinter Gebüsche, welche die Ebene durchzogen. Im Ganzen wurde mit wenig Nachdruck gefochten, denn die Burgunder hielten ihren Angriff hier auf dem rechten

Flügel zurück, wie es in ihrem Plane lag, während die Franzosen sich geschwächt hatten, um ihren durch den Prinzen hart bedrängten andern Flügel zu verstärken. Eigentlich griffen die Burgunder nur an, wenn die Franzosen über die offene Wiese hinauszugehen Miene machten.

Der Baron von Croy und Werner von Friesach späheten mit scharfen Blicken, doch war Werners Aufmerksamkeit mehr auf das Schloß Saint Géran, als auf die Wiese an der Furth gerichtet.

Eine starke halbe Stunde mochte das Reitergefecht also ohne rechten Ernst sich hin und hergezogen haben auf der Wiese, da sprach der Baron plötzlich: „hört Ihr, Junker, das sind des Grafen Stephan Trompeten, die Crêvecoeur kommen, der Prinz wird den rechten Flügel der Franzosen geworfen haben, nun sollt Ihr sehen, wie schnell die burgundischen Lanzen all diese schönen Banner da von der Wiese kehren werden!“

Ein Schuß fiel von dem Schloß Saint Géran, ein zweiter folgte, ein dritter, der gewaltige Donjon hüllte sich in dicken weißlichen Rauch, durch welchen die Sonne röthlich schimmerte.

„Und wenn die Kugeln doch die Furth beherrschen?“

Baron Philipp von Croy sah seinen jüngeren Genossen bedenklich an.

„Sie stellen schon das Feuer ein!“ entgegnete der ruhig.

In diesem Augenblick scholl der burgundische Schlachtruf: „Bourgogne, notre dame de Bourgogne!“ unter welchem Graf Stephan von Crêvecoeur angriff, vernehmlich herüber, in langen Reihen setzten die Burgunder zum Angriff ein, die Franzosen wichen, die feindliche Uebermacht, die sich in diesem Augenblick erst zeigte, war zu bedeutend, siegjubelnd folgten die Geschwader Crêvecoeurs.

„Da habt Ihr die Wachtel!“ rief der Baron nach rechts deutend.

Ueber eine breite und kurze Brücke kam eine starke Schaar Bewaffneter vom Städtchen herauf, voran ein Seigneur in glänzender Rüstung mit schwarzen Federn auf dem Helm. Zu seiner Linken befand sich das Banner, das in gelber Seide eine schwarze Wachtel zeigte, zur Rechten ritt der Coutelier, hinter dem Herrn der Page, hinter dem

Banner der Lieutenant d. h. der Stellvertreter des Banner-Trägers.

„Der Seigneur de la Caille selbst!“ sagte de Croy.

Werner nickte.

Hinter dem Chatelain von Saint Géran ritten mit hochgenommenen Lanzen in sechzehn Gliedern zwölf Mann hoch seine Waffenleute, alle gleichmäßig in schwarzen Cürassen und Büffelhemden.

„Eine ausgezeichnete Cavallerie!“ sprach der Junker vor sich hin.

„Wir werden sie auf Probe stellen,“ entgegnete de Croy, „jetzt lebt wohl, Damoiseau, unsere liebe Frau von Burgund sei mit Euch!“

Die Männer schüttelten sich die Hände und schieden, Werner blieb allein auf dem Hügel liegen und sah den schwarzen Panzerreitern unter dem Banner mit der Wachtel nach, die in ein immer rascheres Tempo fielen, je näher sie der Wiese kamen. Es dauerte noch ein paar Minuten, dann klangen die Trompeten von Croy und gleich darauf brach der Baron links von Werner an der Spitze seiner Geschwader in vollem Galopp vor und jagte den Schwarzen nach.

„Hierusalem! Hierusalem!“ donnerte der Schlachtschrei von Croy über die Ebene, denn ein Ahnherr der Croy hatte vom ersten Kreuzzuge diesen Schlachtschrei als einzige Beute heimgebracht.

Jetzt erhub sich auch unser brandenburgische Junker, er lief den Abhang hinunter, sprang in den Sattel, zog das Schwert und schrie: Achard hache!“

„Achard hache!“ wiederholten die Waffenleute von Vagogne jubelnd.

„Der weiße Löwe voran! Trab!“ befahl der Junker.

Der alte Leibknappe des Seigneur Achard von Vagogne ritt mit dem Banner neben ihm.

Nach wenigen Minuten kam der Brandenburger mit seiner Schaar hinter der Hügelreihe rechter Hand hervor, noch für kurze Zeit waren sie dem Schloß durch das wellige Terrain entzogen. Werner gab jetzt seine letzten Befehle und ließ die schwarzen Gewappneten aus Flandern vortraben; er konnte hoffen, daß dieselben vom Schloß aus, bis auf eine gewisse Entfernung wenigstens, für Waffenleute des Seigneurs de la Caille gehalten werden würden, weil diese ganz ähnlich schwarz gepanzert waren. Diese Reiter sollten sich auf die schon er-

wähnte kleine Brücke werfen, sie besetzen und dann gleich in das Schloß stürmen, denn Werner hoffte, daß die Zugbrücken niederliegen und die Fallgatter aufgezogen sein würden; er wußte, daß die Burgherrn, bei solchen Gelegenheiten, ganz mit der Hauptsache beschäftigt, leicht solche Vorsichtsmaßregeln vergaßen, darauf gründete er seinen Plan. Aber selbst wenn der Anschlag auf die Burg mißglücken sollte, so mußte doch das Städtlein Saint Géran in seine Hand fallen und ihm große Vortheile bringen.

Er hatte richtig gerechnet; die schwarzen Panzer täuschten die Wächter des Schlosses, die erste Rotte war kaum noch zwanzig Ellen von der Brücke entfernt, als die Hüter der Brücke entdeckten, daß es feindliche Reiter waren, die im vollen Rosseslauf heranstoben. Auch ein Constabler auf dem Donjon hatte jetzt den Feind erkannt, er feuerte ein Stück ab, aber die Kugel flog unschädlich über die Köpfe der wie ein Wirbelwind heranstürmenden Reiter hin.

„Bourgogne! Bourgogne!“ und „Achard hache!“ schrieen die Burgunder und die Hufschläge ihrer Rosse donnerten über die Brücke.

Der alte Varvel mit dem Banner von Achard besetzte sofort die Brücke, Werner aber jagte über

einen kleinen Vorplatz der niederliegenden Zugbrücke der Burg zu, der Rest der schwarzen flandrischen Panzerreiter und seine eigenen Waffenleute folgten ihm, während die Lehnsleute von Vagogne unter dem Siegsgeschrei: Ville gaignée! ville gaignée! sich links wendeten und in das Städtlein Saint Géran hineinstürmten.

Ueberall war der Widerstand nur schwach und der Schrecken groß, denn der Seigneur de la Caille hatte in der Stadt gar keine Besatzung, im Schloß nur die Constabler und die Hausdiener zurückgelassen.

Nur noch eine Pferdelänge war Werner von der Zugbrücke, die in's Schloß führte, entfernt, als sich dieselbe zu heben begann, die Constabler versuchten sie aufzuziehen, aber schon waren die beiden brandenburgischen Waffenleute, wie sie ihr Herr vorher angewiesen, vom Roß gesprungen. Der Coutelier des Junkers, der grimmige Dücker Enzelt schwang sich rechts, der alte Witter links auf die Brücke und furchtbar krachten ihre machtvollen Schläge auf die Aufzugketten. Mit dem vierten Hiebe sprengte Dücker die Kette rechts und im selben Augenblick ließ Werner sein Roß einen mächtigen Satz machen,

er war auf der Brücke, klirrend sprang jetzt auch die Aufzugskette links und die Hufschläge von zwanzig, dreißig Rossen donnerten mit dumpfem Dröhnen unter der Wölbung des Thores hin.

„Bourgogne! Bourgogne! unsere liebe Frau von Burgund!“

Der Junker von Friesach hielt mit seiner Schaar auf dem Burghof; auf seinen Wink warfen sich zehn, zwölf Gepanzerte sofort auf die Thür des Donjons und stürmten die Treppen hinauf. Zehn Minuten später waren Schloß und Städtlein Saint-Géran in der Gewalt des brandenburgischen Junkers; der ganze Handstreich hatte ihm drei Mann und zwei Rosse gekostet, einige leichte Verwundungen abgerechnet.

Werner aber traf nun seine weitern Anstalten; er ernannte den alten Varvel zum Befehlshaber des Städtlein's Saint Géran, seinen Coutelier aber, den Dücker Enzelt, zum Hauptmann des Schlosses, besetzte alle Posten genau, dann rief er lustig seinen Leuten zu, „nun geht's zum Wachtelfang, meine Tapfern!“

„Wachtelfang, lustiger Wachtelfang von Saint Géran!“ jubelten die Burgunder.

Werner sorgte zunächst für Speise und Trank, dann aber dafür, daß im Aussehen des Schlosses nichts geändert werde.

Die große Fahne mit den königlichen Lilien von Frankreich wehete von dem Donjon und von Zeit zu Zeit wurde ein Schuß abgefeuert; der alte Dücker machte sich sehr gut als Schloßhauptmann von Saint Géran und war so guter Laune, daß er es gar nicht mehr hörte, wenn sein Cumpan Witter fluchte, er selbst fluchte mörderlich, aber das hörte er überhaupt niemals. Die gefangenen Constabler behandelte er sehr freundlich, besonders als er entdeckte, daß es meist deutsche Landsleute waren. Ueberhaupt wurden die Artilleristen jener Zeit immer sehr rücksichtsvoll behandelt, man betrachtete sie als eine Zunft von Künstlern viel mehr denn als ein Corps von Kriegern. Etwas Zunftmäßiges, nicht Militärisches, hat die Artillerie auch bis in die neue Zeit hinein gehabt.

Die Hausdienerschaft aber mußte die Sieger mit Speise und Trank bedienen.

Werner ließ die kleine Brücke, neben welcher zwei Thürmchen standen, ganz frei, aber die Thürme besetzte er stark; auf dem Vorplatz vor der Burg, an

der niederliegenden Zugbrücke stellte er sich selbst auf und versammelte um sich nebst den Edelleuten, die zum Banner von Vagogne gehörten, noch eine Schaar von erlesenen Reitern; Banner und Trompeter hatte er neben sich.

Seinen Pagen, den Eicke, stellte der Junker auf eines der Thürmchen an der vordern Brücke, auf einen Vorsprung, von dem aus derselbe nach der Furth hinunter blicken konnte.

„Eicke, was siehst Du?“ fragte er hierauf und sein Antlitz war still und ernst wie immer.

„Einzelne Reiter reiten durch den Fluß, strenger Junker!“ lautete die Antwort.

„Es kommt jetzt ein ganzer Trupp aus dem Holz und prescht nach dem Ufer hinunter!“ rief der Page nach kurzer Pause.

„Ist kein Banner dabei?“ rief Werner.

„Nein, Herr! doch, da ist Eins, noch Eins, ganze Haufen stürzen sich in den Fluß!“

„Kannst Du kein Banner erkennen?“

„Nein, Herr!“ lautete die Antwort, „immer dichter kommen sie aus dem Holz, die ganze Wiese ist voll; da ist ein gelbes Banner, ich sehe einen

schwarzen Balken darauf, der Bannerträger stürzt, das Pferd überschlägt sich!"

„Welcher französische Seigneur führt einen schwarzen Balken in Gold?" fragte Werner Einen der flandrischen Edelleute.

„Corbeau de Vantserre," entgegnete der, „er führt den Vortrab der Franzosen!"

Man vernahm jetzt deutlich fernes Trompetengeschmetter.

„Was sind das für Trompeten?" rief Werner hinauf.

„Weiß nicht, strenger Junker," klang die Antwort nieder, „halt, Herr, ich sehe das große Banner von Burgund, hei! das ist der große Prinz selbst, Burgunder hier, Burgunder dort, überall die Fähnlein mit den rothen Kreuzen!"

„Gehen Viele durch den Fluß?" fragte der Brandenburger.

„Jetzt haben sie ein Banner hinüber gebracht, drüben steht ein ganz kleiner Haufen, die Furth ist zu schmal, es können immer nur zwei und zwei durchreiten, Einige versuchten zu schwimmen, es geht nicht, die Strömung ist zu stark!"

Der Page schwieg.

„Was siehst Du weiter?“ rief Werner nach einer Weile wieder.

„Sie haben einen Ring um die Furth gezogen,“ entgegnete Eicke, „sie kämpfen hart, Mann an Mann, ich sehe den gnädigen Herrn Prinzen, da schmettert er einen Bannerträger nieder, halt, strenger Junker, eine Reiterschaar bricht hier vor mir aus dem Holz!“

„Schwarze Panzer?“ fragte der Junker.

„Schwarze Panzer und andere,“ lautete die Antwort, „da ist ein Banner!“

„Wie sieht's aus?“

„Gelb, gelb und schwarz darin!“

„Die schwarze Wachtel von La Caille!“ rief jetzt Werner, „Achtung, ihr Herren, der Wachtelfang beginnt!“

„Sie kommen hierher,“ rief Eicke hastig, „schwarze Panzer, dicht um das gelbe Panier, sie werden verfolgt, das ist unser Herr Baron v. Croy, er ist dichte an den schwarzen Panzern, das ist seine Trompete!“

Man hörte deutlich langgezogene Trompetenstöße.

„Der Seigneur Baron läßt zum Sammeln blasen, er ruft seine Reiter von der Verfolgung ab!“ bemerkte Einer der Edelleute.

Werner lächelte, offenbar war auch de Croy durch das Aussehen des Schlosses getäuscht und glaubte, daß ihm sein Handstreich nicht gelungen.

„Die schwarzen Panzer stürmen gegen die Brücke, strenger Junker!“ rief jetzt Eicke.

„Dücker“ befahl Werner, „nieder mit der Fahne von Frankreich, hoch das Banner von Burgund und drei Salutschüsse!“

Es war auf diesen Befehl schon gewartet, denn fast augenblicklich sanken die Königlichen Lilien vom Thurm und das rothe Kreuz von Burgund wehete lustig im Winde, Salutschüsse krachten. In dem Augenblicke aber stürmte der Seigneur de la Caille von seinem Bannerträger und etwa dreißig Panzerreitern gefolgt über die vordere Brücke und preschte in vollem Galopp bis in die Mitte des äußern Burgplatzes, wo unser Held hielt, vor.

„Burgund! Burgund! unsere liebe Frau von Burgund!“ scholl ihm der feindliche Schlachtruf entgegen.

Der unglückliche Burgherr riß seinen riesigen Streithengst herauf, daß er einige Augenblicke auf den Hinterfüßen stand und führte niederfahrend mit dem Streitkolben einen gewaltigen Hieb gegen Werner;

dieser aber wich dem Hiebe aus, drängte sein Roß dicht an die Seite des schnaubenden und hauenden Hengstes, umfaßte den Seigneur mit beiden Armen, riß ihn aus dem Sattel und warf ihn gewaltigen Schwunges zu Boden.

„Wachtelfang! Wachtelfang!“ jubelten die Burgunder.

Ebenfalls ohne das Schwert zu ziehen, packte Werner das Banner mit der schwarzen Wachtel, riß es dem Banner-Träger aus der Hand und warf ihn selbst zu Boden.

Die Burgunder jubelten diesen Thaten des brandenburgischen Junkers ihren Beifall zu und entwaffneten mit leichter Mühe und nach kurzem Kampfe die Panzerreiter des Herrn von la Caille.

„Eicke, was siehst Du?“ fragte Werner, als sei nichts geschehen, nach der Zinne hinauf.

„An der Furth wird nur wenig noch gekämpft, unser Herr Baron von Croy kommt hierher!“ lautete die Antwort.

„Er wird nun das Banner von Burgund gesehen haben, laßt die Trompeten klingen!“ befahl der Junker.

„Der Seigneur-Chatelain de la Caille ist todt!“

meldete Einer der Herren, „er hat das Genick bei'm harten Fall gebrochen!"

„So hat er den Verlust seines Schlosses nicht lange überlebt!" sagte ein Anderer gleichgültig.

„Da ist der Seigneur Baron von Croy, strenger Junker!" rief Eicke von der Zinne, „und vom Fluß herauf kommt das große Banner von Burgund, der Herr Prinz ist dabei!"

Die Trompeten von Croy schmetterten ganz nahe.

„Wir müssen ihnen entgegen reiten, edle Herren!" lud Werner seine Umgebung ein.

„Wachtelfang, Wachtelfang von St. Géran!" lautete die jubelnde Antwort.

Dicht an der kleinen Brücke trafen sich die Beiden wieder, Croy und Friesach, sie lächelten einander ruhig und stolz an, die beiden Männer verstanden sich. Sie ritten jetzt dem Prinzen entgegen, dessen Trompeter die lustigsten Siegsfanfaren schmetterten; unterwegs theilte Werner dem Baron die näheren Umstände mit, unter denen er St. Géran genommen.

Der Prinz kam in vollem Galopp, sein Scharlachmantel flog wie eine blutige Wolke hinter ihm her im Winde, er hatte den Helm und die furcht-

bare Streitaxt abgelegt und sein wildes Antlitz strahlte im Glanz der Siegesfreude.

„Was ist das, Philipp," rief er schon von Weitem, „das rothe Kreuz von Burgund auf dem Thurm von St. Géran?"

„Saint Géran ist Euer, Prinz!" antwortete der Baron laut.

„Und wer hat es genommen?"

„Der tapfere Damoiseau vom Bären hier, der deutsche Herr von Friesach, mit den Waffenleuten von Vagogne!" lautete die Antwort.

Karl der Kühne sprang vom Pferde und warf sich in's Gras, durch eine Handbewegung befahl er den Andern ein Gleiches zu thun, mit funkelnden Augen aber bewachte er jede Bewegung des Brandenburgers, als dieser sich aus dem Sattel schwang.

Werner mußte jetzt die Einnahme von St. Géran noch ein Mal schildern, er that es mit kurzen Worten sehr bescheiden, der Prinz nickte zufrieden. Als aber der Brandenburger geendet, nahm de Croy das Wort und sprach: „das Beste hat er vergessen, er hat ohne das Schwert zu ziehen den Seigneur de la Caille aus dem Sattel gerissen und zu Boden geworfen, so daß er auf der Stelle todt

geblieben, eben so hat er das Banner von la Caille mit bloßer Hand erbeutet!"

Karl der Kühne sprang auf und stand auf seinen Füßen; sein Auge glühete den Deutschen einen Augenblick an, dann wendete er sich ab und hörte auf die Meldung des Grafen Stephan von Crêvecoeur, der eben heran gekommen war. In dichtem Kreise standen die Edelleute von Burgund um ihren Prinzen, der Sieg leuchtete von jedem Antlitz.

Plötzlich wendete sich Karl der Kühne wieder um nach dem Junker, funkelte ihn wieder an und schien zu staunen, daß Werner seinen furchtbaren Blick ruhig aushielt.

„Gib mir Dein Schwert, Stephan," wendete sich der Prinz an den von Crêvecoeur, „Du bist der Aelteste unter uns, Ihr aber, Junker von Friesach kniet nieder im Angesicht der Veste St. Géran, die Ihr durch kühne That genommen!"

Der Junker ließ sich auf das Knie nieder, Karl der Kühne schlug ihm mit dem blanken Ritterschwert des Grafen Crêvecoeur über die linke Schulter und sprach: „nimm diesen Schlag und keinen mehr, steh auf als Ritter!"

Er hub dann den neuen Ritter auf, umarmte

ihn und küßte ihn auf die linke Wange, die Trompeten aber schmetterten dreimal, dem neuen Ritter zu Ehren und alle Umstehenden riefen: „Heil, Heil, dem Ritter von Friesach!"

Der Reihe nach aber umarmten die anwesenden Ritter alle den Ritter von Friesach.

So gewann der brandenburgische Junker die Ehre der Ritterschaft und empfing den Ritterschlag von der Hand des großen burgundischen Prinzen Karl's des Kühnen.

Graf Stephan von Crèvecoeur aber verehrte dem jungen Ritter das Schwert, mit dem er geschlagen, und der große Baron von Croy kniete bei ihm nieder und schnallte ihm seine eigenen goldnen Sporen, der Ritterwürde Zeichen, an, die goldnen Sporen, welche er selbst am Tage der Schlacht getragen.

Solche Ehren wurden dem gestrengen Herrn Ritter Werner Liborius Todt von Friesach im fernen Lande zu Theil; das Gefecht an der Furth aber und die Einnahme des Schlosses nannte man den Wachtelfang von Saint-Géran. —

Drittes Capitel.

Das Dornenfest von Lille.

Der mit dem Wachtelfang von Saint-Géran so glänzend eröffnete Feldzug der Burgunder gegen Frankreich hatte, zum höchsten Verdrusse Vieler, ein unvermuthet schnelles Ende gefunden; der rebellische Dauphin hatte sich wieder ein Mal seinem Vater unterworfen und zum zehnten oder zwölften Male bei dem milden Karl VII. Verzeihung für offene Empörung und bewaffnete Rebellion gefunden. Man sagt, Karl VII. habe ein tiefes Grauen vor seinem furchtbaren Sohne gehabt; begreiflich, denn es unterliegt kaum einem Zweifel noch, daß der Dauphin mit Gift gewaltig aufräumte unter den Freunden seines Vaters, daß er selbst den lieblichen Lockenkopf der schönen freundlichen Agnes Sorel, der „dame de beauté“ nicht schonte. Und doch wurde

dieser entsetzliche Dauphin Einer der größesten Könige Frankreichs, Ludwig XI., den man als den eigentlichen Gründer der modernen Monarchie betrachten muß.

Ludwig XI. vertrat in Frankreich denselben Gedanken der Staatseinheit, den unsere großen Brandenburger auf ihr Panier schrieben, aber er war ohne alle Bedenken in der Wahl seiner Mittel, er legte den Grund zu der neuen Monarchie mit List und Gewalt, mit Grausamkeit und Tücke, er räumte mit Gift und Stahl hinweg, was ihm im Wege war, und umgab sich dabei mit dem unscheinbaren Mantel einer gewissen Bürgerfreundlichkeit, während seine unläugbare Frömmigkeit zum widerlichsten Aberglauben ausartete. Aber so mußte der Vertreter der neuen Monarchie in Frankreich sein, Ludwig XI. war trotz alledem ein populairer Fürst und die Franzosen ehren sein Andenken noch heut.

Unsere großen Brandenburger dagegen fuhren anders mit ihren Völkern; ernst und weise, klug und streng, aber auch mild und gütig führten sie ihre großen Pläne aus, ohne sie und sich mit Verbrechen zu beflecken, sie schufen Preußen-Bran-

denburg, die Valesen und Bourbonen schufen Frankreich.

Frankreich ist ein gewaltig Reich geworden, aber es geht zu Ende mit ihm, es hat seine eigene Dynastie gemordet und ist, von Blut und Verbrechen trunken, den großen Abenteurern aus Corsika in die Arme getaumelt; es wird nicht vermögen, sich wieder zu befreien aus der tödtlichen Umarmung der Bonaparten, oder doch nur, um einem andern Abenteurer als Beute zuzufallen.

Unser Preußen-Brandenburg dagegen, trotz schwerer Prüfungen, trotz schwacher Stunden und dunkler Nächte, es hat noch die Verheißung einer großen Zukunft, das wissen wir Alle, Alle ohne Unterschied der politischen Meinung, denen ein Preußisches Herz im Busen schlägt, Alle, über deren Wiege das schwarz-weiße Königsbanner wehte!

Nicht ohne Absicht hatte Churfürst Friedrich, unser Eisenzahn, unter seinen Heimlichen grade den Ritter Todt von Friesach ausgewählt, um dem Gang der Ereignisse am Burgundischen Hofe zu folgen, denn Friedrich kannte die Pläne, die man dort hegte; er wußte, daß Philipp der Gute und sein Sohn, der Graf von Charolais, damit um-

gingen, aus ihren großen deutschen, französischen und niederländischen Provinzen ein Burgundisches Königreich aufzurichten, das von den helvetischen Alpen bis zur Nordsee reichte und eine gewaltige Mauer zwischen Frankreich und Deutschland werden konnte; Friedrich wußte, daß man am Kaiserlichen Hoflager diesen Plänen nicht abgeneigt war und der große Brandenburger war entschlossen, diese Pläne zu fördern unter der Bedingung, daß dem Reiche durch sie nichts entzogen, kurz und gut, daß das neue Königreich Burgund auf französische, nicht auf deutsche Kosten errichtet werde.

Der Ritter von Friesach, so müssen wir, seit er von dem Burgundischen Prinzen vor Saint-Géran den Ritterschlag empfangen, unsern Helden nennen, hatte schon zwei Mal in Jahresfrist seinen getreuen Witter mit wichtigen Botschaften nach Köln an der Spree gesendet, sein Churfürst aber hatte ihm schriftlich seine Zufriedenheit bezeugt und ihm befohlen, noch länger am Burgundischen Hofe zu verweilen, auch ihn durch reiche Geldmittel in den Stand gesetzt, den höhern Aufwand, den seine Ritterwürde heischte, gemächlich zu bestreiten. So finden wir unsern Helden denn in jenem Winter zu Lille in

Flandern, der reichen und mächtigen Stadt, wo er mit dem Burgundischen Hofe eingezogen ist, um das weit berühmte „Fest vom Dorne“ dort zu feiern.

Das Fest vom heiligen Dorn, oder das Dornenfest von Lille war ursprünglich nichts weiter als ein locales Kirchenfest. Johanna von Flandern, des lateinischen Kaisers Balduin von Constantinopel Tochter, hatte den Dominicanern zu Lille einen Dorn aus der Dornenkrone unsers Herrn verehrt. Der Tag der Uebergabe dieser hochverehrten Reliquie wurde von der überaus reichen und mächtigen Stadt Lille mit all der Pracht gefeiert, welche das Mittelalter bei solchen Veranlassungen zu zeigen liebte. Zu dieser Pracht aber gehörte auch ein Kampfspiel, ein Turnier für die streitbare Bürgerschaft der Stadt. Denn in jenen Zeiten turnirte nicht der Adel allein, die Kampf- und Waffenlust war nicht ausschließlich des Adels Theil; namentlich in den großen Städten, wo überdem auch viele Sprossen edler Geschlechter in den Räthen saßen, herrschte ein ächt ritterlicher Geist viel länger als man gemeinhin denkt. Der Tag des heiligen Dorns (de sainte épine) wurde bald alljährlich als Fest durch ein Kampfspiel gefeiert, das nach und nach

eine bestimmte Form bekam, die endlich statutarisch festgesetzt und genau beobachtet wurde.

Die Sieger in diesen Turnieren zu Ehren des heiligen Dorns wurden mit einem Dornenzweige (branche d'épine) geschmückt und erhielten den Ehrennamen „nobles Roys de l'épinette", edle Könige vom Dorn, auch nannte man sie Sires de joye, Herren von der Freude und Roys de béhourt (Buhurt), Lanzenkampfkönige.

Bei dem Glanz, den das volkreiche Lille bei diesen festlichen Kampfspielen entfaltete, war es kein Wunder, daß nicht die Flandrischen Schwesterstädte allein ihre streitbaren Kämpfer dorthin sendeten, auch der Adel von Flandern, Hennegau, Picardie, Burgund, der Adel Frankreichs, Englands, der Niederlande fand sich dort zahlreich zusammen und so wurde das Dornenfest von Lille endlich zu dem glänzenden Mittelpunkt ritterlichen Heldenthums.

Es läßt sich denken, daß die ritterlichen Herzöge von Burgund seit sie Grafen von Flandern geworden, ein solches Fest des Ritterthums besonders begünstigten und Johann der Unerschrockene baute den Palast Ritour in Lille hauptsächlich auch, um den Glanz seines Hofes bei dem Dornenfest

vollständig entfalten zu können. Den höchsten Aufschwung aber bekamen die Feste, als König Philipp von Valois die Turniere, weil sie gar zu blutig geworden waren, in Frankreich und den von der Krone abhängigen Landen Flandern und Artois unterdrückte, freilich nur für kurze Zeit. Damals nämlich protestirten die Schöffen von Lille zu Gunsten ihres Dornenfestes gegen den Königlichen Befehl nnd König Philipp erlaubte 1338 das Dornenfestturnier und seine fortdauernde Feier, als Ausnahme. Von da ab strömte der kriegerische Adel Frankreichs nach Lille, weil er dort allein turniren konnte und die vornehmsten Fürsten selbst hielten es für eine Ehre, mit dem edlen Könige vom Dorne, mit dem Herrn von der Freude, eine Lanze zu brechen. Darnach galten die Könige vom Dorne für ritterbürtig mit ihrer gesammten Nachkommenschaft und es entwickelte sich daraus in Flandern ein besonderer „Dornenkönigsadel,“ welcher dem andern Adel durchaus gleichgestellt wurde. So stritt z. B. König Ludwig XI. um den Dornzweig mit dem Bürger von Lille Baudouin Gomer, Kaiser Maximilian mit Etienne Delobel, doch brachen sie nur artig ihre Lanzen mit den Bürgern und ließen ihnen den Preis.

Herzog Philipp der Gute nun, der ritterliche Stifter des Ordens vom goldnen Vließ, brachte das Dornenfest von Lille zu seiner höchsten Blüthe durch seine Verordnungen von 1436, die deutlich beweisen, wie großen Antheil er an diesen Festen nahm. Er verlieh durch Gesetz den Bürgern, welche Könige vom Dorn wurden, den Adel, den Edelleuten aber die Ehre der Ritterschaft. Wer einmal König vom Dorn geworden, hieß sein Leben lang „ancien roy," seine Gemahlin reine, Königin. Ja, auch ihre Nachkommen noch durften sich „sires de joye" nennen und schreiben; ihre Namen wurden feierlich durch das ganze Land von Herolden proclamirt, sie hatten den Vorrang vor allen städtischen Beamten, außer dem Mayor, den Vorsitz bei allen Festen und sonst noch allerlei Freiheiten; über zweihundert Familien Flanderns wurden auf diese Weise geadelt und ihre Wappenschilde sind fast alle noch vorhanden.

Schon lange vor dem Feste, welches am Sonntage vor den Fasten begann und fast zwei Wochen dauerte, ließ die Stadt Lille durch Herolde und Sendschreiben Einladungen durch das ganze Land ausgehen an den Adel und die Städte. Jede Stadt sendete ihre besten Kämpfer, Lille selbst war durch

dreißig, oft noch mehr ritterliche Streiter vertreten. Die hohen Barone kamen mit ihrem Lehnsgefolge, oft mit zwanzig, dreißig Rittern und ungeheurem Gefolge. Der Herzog von Burgund erschien stets mit seiner ausgewählten Ritterschaft und zahlreich kamen die sogenannten irrenden Ritter angezogen. Alle diese Zuzüge sammelten sich an bestimmten Plätzen vor den verschiedenen Thoren der Stadt, ließen ihre Ankunft melden und wurden dann feierlich eingeholt.

Der König vom Dorn ritt Allen entgegen; zwölf Trompeter in den Stadtfarben, grün und lila, zogen ihm voran, dann kam er selbst in einem Mantel von weißem Atlas und auch sein Roß war mit einer weißen Atlasdecke behängt, deren Kanten auf dem Boden schleiften; neben ihm ritt der Herold mit dem Stadtbanner, Hellebardiere schritten rechts und links neben ihm; dann folgten seine Ritter in Mänteln von grüner Seide und auf prachtvoll gezierten Rossen reitend; ihnen schlossen sich die verschiedenen Barone und Städte, die schon angekommen, mit ihren Bannern an; den Zug schlossen die Damen theils zu Roß, mit Schwanenfedern geschmückt und von ihren Cavalcadour-Stallmeistern begleitet, theils

in reichgezierten Karossen, denen Varlets mit hohen Pfauenwedeln zur Seite gingen.

Es war am Sonnabend vor dem Beginn des Festes, die Stadt wimmelte von Menschen, in den zum Marktplatz führenden Straßen de la Barre und Esquimoise drängten sich die Massen so gewaltig zusammen, daß auf ganze Viertelstunden die Bewegung völlig stockte und noch immer schmetterten die Trompeten, bald von der St. Andreaskirche her, bald von St. Moritz und doch waren schon die Zuzüge von zweiundvierzig Städten eingetroffen und fast alle Barone der burgundischen Provinzen versammelt. Ritter aus England, Deutschland, Spanien und Italien, Alle mit größerem oder kleinerem Gefolge, waren eingeritten, auch waren viele fremde Fürsten und Herren als Gäste am herzoglichen Hoflager. Das Wetter zeigte sich hell und klar, der Februartag war nicht zu kalt.

Ziemlich in der Mitte der Straße de la Barre lag eine stattliche Herberge; über der Thür waren zwei mächtige Stangen aufgesteckt, daran hing weit in die Straße hinein auf Eisenblech gemalt das Wappen von Croy mit den roth und silbernen Balken.

Die Herberge hieß „Zum Wappen von Croy“ und hier pflegten die Hochbarone von Croy Einlager zu halten, wenn sie nach Lille kamen, sie selbst und Alles, was zu ihrem Geschlecht und ihrem Lehnsgefolge gehörte. Die Herberge war gefüllt bis unter das Dach, aus jedem Fenster hing eine Fahne, oder ein Fähnlein, Alles wallte und wehete bunt und prächtig im Ostwind. Die große Fahne des Barons wogte mit ihren schweren seidnen Falten vom First nieder, in den Fenstern flatterten die Fähnlein seines ritterlichen Lehnsgefolges und Derer, die sich ihm angeschlossen.

Da über der Thür weht auch eines deutschen Ritters Fähnlein, es zeigt auf goldnem Grund einen von zwei Hämmern begleiteten schwarzen Bären, das Wappen des brandenburgischen Ritters von Friesach, den Messire Philipp von Croy in seine Herberge aufgenommen. Aber nicht nur mit Bannern und Fahnen sind alle Häuser der Straße de la Barre geschmückt, auch Wappenschilde prangen über der Thüre und über die Fensterbrüstungen hängen bunte Teppiche hinaus.

An dem Fenster, an welchem das Fähnlein mit dem Bären ausgesteckt ist, sehen wir das ernste Gesicht

des Ritters von Friesach und neben ihm steht der junge Riese, den wir schon am Tage von Saint-Géran thätig und als Bannerträger sahen, der Bastard von Vagogne, ein Verwandter des Hauses Achard.

„Ich kann Euch das Alles sagen, Herr," sprach der riesige Kriegsmann, „denn ich habe das Dornenfest schon zweimal mitgemacht. Morgen ladet der edle König vom Dorn durch seine Herolde alle hier anwesenden Ritter vom goldnen Bließ einzeln, dann aber insgesammt den ganzen Adel und die Notabeln der Städte zu einem Bankett, bei welchem er aber nur acht Schüsseln auffetzen darf; übermorgen, Montag, werden in einem Capitel, bei welchem er den Vorsitz führt, die näheren Bestimmungen über das Turnier getroffen. Dienstag wird der neue König gewählt, denn seit einigen Jahren wird der König vom Dorn gewählt, weil nicht immer der Sieger im Stande ist, die ungeheuern Kosten zu bestreiten, die ihm seine Würde verursacht, sie wählen immer einen reichen Notabeln, oder einen in der Stadt angesessenen Edelmann. Dann wird der neue König von den Herolden proclamirt, man führt ihn in Procession auf den Markt und überreicht ihm den Dornenzweig, als Zeichen seiner Würde, er

empfängt die Huldigung und wird nach seiner Wohnung geleitet, wo er ein Bankett gibt. Mittwoch hat der Herr Herzog ein Fest im Palast, Donnerstag ist Bankett beim neuen König, Freitag führt er die Prozession, bei welcher alle Damen in Amazonentracht gehen, zu den Dominicanern, zur Anbetung des heiligen Dornes; dann ist Festmahl ohne Damen, bei demselben werden die vier Kämpen gewählt, welche mit dem neuen König und seinen Vorgängern Lanzen zu brechen haben. Sonnabend werden auf dem Markt Mysterien vorgestellt, Abends Bankett beim neuen König, wo der neue Hofstaat gewählt wird —"

„Was heißt das?" fragte der Ritter von Friesach.

„Nun, für das Turnier und die Festlichkeiten wird ein Gerichtshof eingesetzt, der besteht aus den drei ältesten Schöffen der Stadt und aus sechs Hofbeamten des Königs. Unter diesen ist der Vornehmste der „Connetable vom Dorn," zu dieser Stelle wählt man stets einen der hohen Barone des Landes, ihm folgt der „Hofmeister vom Dorn" und so weiter, wie's an den Höfen ist. Zu diesem Gerichtshof vom Dorn gehört aber auch noch der Wappenkönig oder Oberherold vom Dorn, gewöhn-

lich erlaubt der Herzog Einem seiner Herolde diese einträgliche Stelle anzunehmen. Er trägt eine Tunika von rothem Sammet mit dem Lilienwappen der Stadt. Er hat seine Persevanten oder Unterherolde, ich glaube, es sind deren zwölf, aber, bei meiner Mutter glattem Gesicht, das ihr Wappen war," unterbrach sich der riesige Bastard plötzlich, „Ihr laßt mich da reden, Ritter, und hört nicht auf mich? ja, freilich, wenn die Augen so liebe Beschäftigung haben, dann sind die Ohren entschuldigt!"

Der Bastard hatte sich lachend über die Fensterbrüstung gebeugt und schaute hinunter auf die Straße, wo sich allerdings ein Anblick bot, dessen Schönheit die Zerstreutheit des brandenburgischen Ritters entschuldigen mußte.

Es hielt da unten eine Abtheilung des Zuges, mit welchem der König vom Dorn soeben von einem Festgeleite zurückgekommen war, und wahrscheinlich die schönste Abtheilung des Zuges, denn sie bestand aus mehr als zwanzig jungen Frauen in köstlichen Kleidern, Alle auf edeln, reichgeschirrten Rossen reitend, die von Stallmeistern in den Stadtfarben geleitet wurden. Lieblich leuchteten die frischen Gesichter unter den farbenprächtigen Tocquen und

Federn, die zarten Wangen von tiefem Roth angeflogen, die Augen funkelnd in Lust und Freude.

Grade vor der Herberge zum Wappen von Croy hatte der Zug Halt gemacht, denn Eins der Rosse bäumte sich und knirschte in's Gebiß, daß die weißen Schaumflocken um den Zaum flogen, die Reiterin aber wollte ihr Thier allein bändigen und befahl mit heller Stimme den Cavalcadour=Stallmeistern, welche geschäftig herbeieilten, sich zurückzuziehen und Raum zu lassen. Diese gehorchten ehrerbietig dem Befehl und auch die neugierig herandrängende Menge ließ einen Kreis frei.

Die Reiterin, deren schlanke Gestalt durch eine enganliegende Tunica von grünem Sammet noch mehr gehoben wurde, saß so stolz und ruhig im Sattel, als sei das bäumende Roß ihr Herrscherthron, der kurze weiße Pelzmantel mit den weiten Aermeln gab ihr etwas Königliches und die flache Tocque von grünem Sammet war eine wirkliche Krone, denn sie war mit einem goldnen Reifen umgeben, auf welchem große Perlen mit goldnen Akanthus=Blättern abwechselten. Reiche, braune Locken flossen weich um den Nacken und auf die Schultern nieder und umgaben ein stolzes, aber

zartes Antlitz. Die etwas vorliegenden, braunen Augen funkelten, die tiefgeröthete Lippe war trotzig aufgeworfen und zeigte die kleinen weißen Zähne fest aufeinander gebissen, die Stirne war in fast drohende Falten zusammen gezogen.

„Zurück!“ rief die Dame mit heller, wie Glockenton scharf und rein klingender Stimme, „zurück, sage ich, daß Keiner mein Roß anrührt, ich werde es allein bändigen!“

„Hei! Blut von Burgund!“ schrie die Menge jubelnd.

Das stolze Thier, eine herrliche Fuchsstute machte einen plötzlichen Seitensprung, aber die Dame hielt sich fest im Sattel, zog den breiten, mit goldnen Schellen besetzten Zügel straff an und hub mit der Rechten einen kleinen schwarzen Stab, der an der Spitze eine goldne Lilie trug.

„Ruhig, Dolfine, ruhig,“ redete sie dem Roß ernst zu, „oder unsere Freundschaft ist zu Ende!“

„Hoch, Blut von Burgund, hoch!“ schrien die Leute und warfen ihre Kappen in die Luft.

Das Pferd machte bald rechts, bald links kleine Sätze, so daß die bis zu den Fesseln herabhängende weißseidene Satteldecke sich wie ein Segel blähete.

Da ward das zarte Antlitz der Reiterin dunkelroth vor Zorn, noch höher hub sich der schwarze Stab in der mit einem weißen Handschuh bekleideten Hand und blitzschnell ließ sie ihn dreimal niederfallen zwischen die Ohren des Thiers.

Dieses stand augenblicklich still und zitterte.

„Blut von Burgund! hoch, Blut von Burgund!" scholl's von allen Seiten.

Das Roß war gebändigt, es schritt wie beschämt mit seiner schönen Reiterin weiter, diese aber warf im Vorüberreiten einen Blick auf das Wappen von Croy.

„Engelke!" sagte der Ritter von Friesach halblaut ganz unwillkürlich und verneigte sich tief, dem Beispiele des Bastards von Vagogne folgend.

Die stolze Reiterin winkte den beiden Herren einen gleichgültigen Gruß mit ihrem Lilienstabe zu.

„Und wer kann das sein?" fragte der Brandenburger in tiefem Sinnen, denn die Dame hatte ihn angeschaut mit Engelke's braunen Rehaugen; das war auch der Umriß von Engelke's kleinem Köpfchen; der ehrliche Ritter glaubte zu träumen.

Doch der Bastard von Vagogne riß ihn aus dem

Traum, indem er lachend ausrief: „wer das sein kann? ei! Eine meiner schönen Schwestern, Herr!"

„Eure Schwester?" fragte der Ritter erstaunt.

„Nun, Ihr müßt es so ganz genau nicht nehmen, Herr," erwiederte der junge Riese scherzend, „das Sprichwort sagt: alle Kinder der Liebe sind Geschwister! Nun, die schöne Reiterin ist die Dame Yolantha, Eine von den vierzehn Bastardtöchtern Philipps des Guten, unseres Herrn Herzogs von Burgund und vermöge meiner eigenen Bastardschaft habe ich das Recht, sie meine schöne Schwester zu nennen!"

Wir verlassen jetzt die Herberge zum Wappen von Croy und folgen dem Zuge der Damen, welcher die Straße de la Barre hinunterzieht und endlich vor einem Hause am Kirchplatz von Sanct Moritz hält, das besonders reich und köstlich mit Fahnen und Teppichen geziert ist.

Vor dem Hause aber steht ein Lindenbaum, der mit kleinen Fähnlein bis zur Spitze hinauf besteckt ist und so einen zwar reichen, aber höchst wunderlichen Anblick bietet.

Das ist das Haus des Messire Olivier von Prault, eines ehemaligen Schöffen der Stadt Lille, welcher zur Zeit noch „König vom Dorn" ist, bis

zur Wahl seines Nachfolgers; seine Hellebardiergarde hält den Platz vor dem Hause frei, so daß die „Königin vom Dorn," seine Gemahlin, in Weiß und Purpur gekleidet, hervorgehen kann mit allen ihren Ehrenfräulein und Ehrenrittern, um die Cavalcade der Damen beim Absteigen zu begrüßen und sie mit den vorgeschriebenen Worten zu einem Imbiß in ihr Haus zu laden, wie es die Gewohnheit des Dornenfestes von ihr verlangte.

Die Damen wurden von den dienstfertig andrängenden Cavalieren von den Rossen gehoben, nur Yolantha von Burgund schwang sich allein zur Erde nieder, klopfte den schlanken Hals ihres Rosses und sprach mit ruhiger Stimme: „Lebewohl, Dolfine!"

Das kluge Thier vernahm die Stimme seiner Herrin, es spitzte die Ohren und schüttelte den mit einem prachtvollen Federbusch gezierten Kopf, so daß die Schellen am Zaum lieblich klangen.

„Nimm das Roß," befahl die Dame dann ihrem Cavalcadour-Stallmeister, „führe es in das Wappen von Croy auf der Straße de la Barre, rufe den Bastard von Vagogne und sage ihm von meinetwegen, daß ich ihm dieses Roß zum Geschenk mache!"

„Was, Herrin?“ rief der Stallmeister höchlich überrascht, „Ihr wollt Dolfine weggeben?“

„Du hörst es, Gualtier,“ versetzte die Dame scharf, „ich leide kein Geschöpf um mich, sei's Mensch oder Thier, welches meinen Worten nicht gehorcht; es geziemt meines Vaters Tochter nicht, sich Gehorsam durch Strafe zu erzwingen!“

Die Dame wendete sich ab, die Menge aber, welche die Rede vernommen, jubelte laut und ließ das Blut von Burgund, die Tochter Philipps des Guten hochleben.

So manches, was uns heut eitel Thorheit dünkt, war groß und edel im fünfzehnten Jahrhundert; Yolantha von Burgund handelte ganz im Sinne ihrer Zeit, darum auch jubelte das Volk so laut, als sie ihr Lieblingsroß wegführen ließ. Yolantha handelte auch, als sie ihr Pferd dem Bastard schenkte, nicht ohne eine weitere Berechnung.

Unterdessen hatten die Damen Platz genommen an der reich mit Silbergeschirr besetzten Tafel; oben an saß die Königin vom Dorne auf einem etwas erhöheten Sitze, zu beiden Seiten neben ihr die Damen, Alle in Kleidern von grünem Sammet,

deren tiefer Busenausschnitt mit den kostbarsten Spitzen gefüllt und mit feinen Goldkettchen verschnürt war. Die Edelleute und Bürger standen in dichtem Schwarme um die Tafel, nahmen den Dienern die Schüsseln ab, legten die Speisen vor, bedienten die Damen und kredenzten ihnen den süßen Wein, welcher in vergoldeten Tassen von Silber gereicht wurde. Scherzworte wurden in der galanten Weise des burgundischen Hofes, der höchsten Schule ritterlichen Anstandes und feiner Sitte in jenen Tagen, ausgetauscht und wollte Eine der Damen einem Cavalier ein besonderes Zeichen ihrer Gunst geben, dann reichte sie ihm die Tasse, aus der sie getrunken, zurück und befahl ihm, sie zu leeren, was dann stets mit gebogenem rechten Knie geschehen mußte, worauf in wohlgefaßten Worten der Dank für diese „Gracieuseté“ erfolgte.

Schon hatte manch junger Edelmann, manch tapferer Bürger aus den Städten Flanderns sein Knie der Schönheit gebeugt, als der Herold, welcher hinter dem Sitz der Königin stand, mit lauter Stimme ausrief: „Es geliebt unserer Königin, welche die Herrin der Freude ist, dem Gesang des Minstrels zu lauschen!“

„Es lebe unsere Königin, die Herrin der Freude!“ lautete der herkömmliche Gegenruf.

Alsbald wurde von einem der Ehrenritter der Königin ein Greis zu dem obern Ende der Tafel geführt, dem der schneeweiße Bart lang niederfloß auf sein violettes Tuchkleid und die zehn oder zwölf goldnen Ehrenketten mit mächtigen Medaillen, die von seinem Hals nieder auf die Brust hingen. Hochbetagt war der Greis, seine Füße vermochten ihn kaum noch zu tragen, aber das Alter hatte seinen Nacken nicht gebeugt, das Haupt trug er aufrecht; lange weiße Locken fielen unter den viereckten Barret von violettem Sammet hervor, das ebenfalls mit einer goldnen Ehrenkette umwunden war, und herrlich klar leuchteten seine großen blauen Augen in dem fast zarten Antlitz, das sich noch jugendfrisch geröthet zeigte.

Als dieser Greis in einem Sessel neben der Königin Platz genommen, klatschte die ganze Versammlung in die Hände und hunderte von Stimmen riefen: „Heil dem Meister Bertran, dem König der Minstrels!“

Der Meister des Sanges dankte, indem er die Hand grüßend erhob und mit dem linken Arm die kleine Harfe, die alte Ritterharfe, umschlang, die man

ihm reichte; seine Rechte berührte die goldenen Saiten, einige Klänge und eine tiefe Stille entstand. Goldreine Töne flossen durch die Halle und rührten an die Herzen, es war das Spiel eines hohen Meisters in einer völlig schmucklosen Erhabenheit; aus den Tonwellen gestaltete sich nach und nach eine Melodie, mit welcher das Ohr vertraut wurde, die sich schmeichelnd in die Herzen stahl und endlich begann der Greis mit leiser, milder Stimme, die wie von fernher, wie von Oben herab, zu klingen schien, zu singen. Er sang, sich selbst begleitend:

„Alle Töchter der Aurora
Alle Blumen in dem Garten,
Standen hoffend, standen wartend
Auf die Königliche Rose.
Und da ging sie majestätisch
Auf, auf ihrem grünen Throne,
Rings um ihren Königspurpur
Standen scharfe Dornen Wache.
Und sie blickte lieblich nieder,
Sie, geboren von der Liebe,
Und die Blumen alle grüßend
Neigten sich vor ihr in Demuth.
Die bewundert ihre Schönheit,

Jene staunt ob ihrer Güte
Diese buhlt um ihre Gnade,
Hundert neiden ihre Reize.
Sieh, da kam die freche Biene
Lüstern auch nach ihrem Busen,
Doch ein Blick verjagt die Kühne
Und sie schloß den keuschen Busen.
Wie voll Neid stehn da die Nelken,
Prinzessinen von Geblüte,
Die Jasmine, deren weiße
Frische selbst Frau Venus neidet;
Die Narcisse an der Quelle,
Die nur sie, nicht sich mehr siehet.
Und die Lilien der Unschuld
Schmachtend in der Liebe Thränen.
Hyacinthen, Anemonen —
Und die Damen ihres Hofes,
Spröde Tulpen, die nicht duften
Aber prangen und stolziren.
Alle stehen, alle warten,
Welche Freundin sie erwähle
Und sie wählt das stille Veilchen
Mit dem sanften, blauen Auge,
Das im Grase sich verstecket

Und schon eh' es da ist, duftet,
Duftet erste Lenzerquickung
Und die Hoffnung stiller Liebe.
Alsobald im Lorbeerwalde
Ihres Königsparadieses
Fangen jauchzend in Entzückung
Nachtigallen an zu schlagen.
Und so oft im grünen Lenze
Kommt die Königliche Rose
Singen Schäferin und Schäfer
Von der Rose und dem Veilchen.

Plötzlich schlug der Meister die Saiten stärker an und sang rascher und kräftiger:

Stolzes Frankreich, Engelland
Und Castilien mit den Schlössern,
Portugal und Arragon
Blois und fern auch Oesterreich
Beugen sich der Liebesrose,
Und den süßen Rosenmund
Küßt das stolze Land Burgund.
Flandern, Bayern, Luxemburg
Artois und Dampierre
Hennegau und ganz Brabant

Genf, Savoyen und Boulogne
Beugen sich der Liebesrose
Und den süßen Rosenmund
Küßt das stolze Land Burgund.
Deutschland, Bar, Hungaria
Bearn, Foix und Picardie
Derby, Cleve und Bordeaux
Cypern und Bretagne, all'
Beugen sich der Liebesrose
Und den süßen Rosenmund
Küßt das stolze Land Burgund."

Der Sänger schwieg, ein Edelmann nahm ihm die Ritterharfe ab, aber die ganze Versammlung sang jubelnd:

Und den süßen Rosenmund
Küßt das stolze Land Burgund!"

Der Jubel wollte nicht enden, die Königin erhub sich und legte eine goldne Kette um den Hals des Sängers; das that sie nach dem Brauch als Königin vom Dorn, was sie aber weiter that, stand nicht im Reglement Philipps des Guten, sondern war eine Eingebung. Sie winkte nämlich einem lieblichen jungen Mädchen, ihrer jüngeren Schwester, führte

sie zu dem Sänger, erhub ihre Hand und als die Stille eintrat, sprach die Königin: „Meister Bertran von Chimay, Fürst aller Minstrels, die Königin vom Dorn, die Herrin der Freude, will Euch ehren — "

Die junge Schönheit neigte sich lieblich nieder zu dem Greise, die Königin aber befahl ihm, den Refrain umstellend und benutzend:

„Auch der Fürst des Sanges beuge
Sich der rothen Liebesrose,
Küsset diesen Rosenmund
Für das stolze Land Burgund!"

Ein lauter Jubelruf flog durch den Saal, als der greise Sänger erst den Mund und dann die Hand der Jungfrau küßte, die mächtig erröthend zurücktrat. Das Händeklatschen wollte kein Ende nehmen und immer wieder wurde einstimmig der Refrain wiederholt:

„Küsset diesen Rosenmund
Für das stolze Land Burgund!"

„Bei Sanct Gudula!" rief ein behäbiger Alter, sich den Mund mit der verkehrten linken Hand wischend, „wenn ich nicht der erste Schöffe von

Courtray wäre, so möchte ich wohl Meister Bertran von Chimay sein!"

Lautes Gelächter folgte dieser naiven Erklärung, der ehrliche Schöffe aber blinzelte vergnügt mit seinen kleinen Augen und leerte einen großen Becher Malvoisier.

Die Heiterkeit wurde immer größer, besonders als sich der Seneschall von Muyd und Truydendonk ganz laut erbot, jeden Rosenmund im Saal im Namen von ganz Flandern zu küssen und sich empfindlich stellte, daß sein großmüthiges Anerbieten nicht sofort angenommen wurde. Doch fand sein Beispiel Nachahmung, denn eine Menge von Herren machten jetzt den Damen Vorschläge, sich im Namen der Länder, aus denen sie stammten, von ihnen küssen zu lassen. Die Vorschläge wurden freilich allesammt zurückgewiesen und oft in ziemlich spitzen Worten, aber die Blicke, welche die Worte begleiteten, waren sanfter und manch schönes Auge verhieß einen Kuß, am andern Ort, während der Mund von stolzer Abweisung überging.

Mitten unter diesem fröhlichen Getümmel saß Yolantha von Burgund, lachend und plaudernd, denn die edelsten Herren drängten sich um den

Sitz der schönen Herzogstochter; auch ihr wurden die zärtlichsten Vorschläge gemacht und sie versprach gutlaunig jedem der Bittenden einen Kuß, nur knüpfte sie stets Bedingungen daran, die eben nicht ganz leicht zu erfüllen waren. Von einem tapfern Junker aus Cleve verlangte sie zum Beispiel, er solle ihr erst seine Bitte in zehn verschiedenen Sprachen vortragen, gab ihm zum Lernen derselben aber nur zehn Minuten Zeit; von einem Ritter aus dem Languedoc wünschte sie, sehr wenig allerdings, die Hälfte des Schattens, den der höchste Thurm seines Schlosses um Mittag werfe und einen ritterlichen Schöffen von Doornick versprach sie ihren Kuß für diesen selben Tag über's Jahr, wenn er bis dahin keinen Tropfen Wein getrunken habe. Kopfschüttelnd zog sich der brave Mann zurück und meinte mit einer entzückenden Aufrichtigkeit, daß er sich auf Unmöglichkeiten nicht einlassen könne. Das Lachen war groß über dieses Geständniß.

Plötzlich wendete sich Yolantha nach der andern Seite, der Bastard von Vagogne und der Ritter von Friesach waren eingetreten.

Hatte das die stolze Dame gewollt?

Der Bastard ließ sich auf ein Knie nieder vor

der Dame und küßte die Hand, die sie ihm mit großer Herablassung reichte, dann sprach er in den zierlichsten Worten den Dank für das reiche Geschenk aus.

„Ich weiß, Ihr werdet Dolfine gut halten,“ scherzte Yolantha, „wenn nicht um meinetwillen, so doch um ihrer selbst willen, denn Ihr habt ein Herz für die edeln Rosse, wie ich's habe; ich konnte Dolfine nicht behalten, aber ich liebe das Thier, darum habt Ihr's bekommen und kein Anderer, jetzt erhebt Euch!“

Als der Bastard seine riesige Gestalt erhub aus der knieenden Stellung, rief der Schöffe von Doornick: „Gott sei Dank, edler Junker, ich dachte schon, Eure Leibeslänge würde gar kein Ende nehmen!“

Der Bastard lachte, wendete sich aber sofort wieder an Yolanthe und sprach: „Gestattet mir, erlauchte Schönheit, daß ich Euer Geschenk erwiedere, ich bringe Euch für Euer edles Roß einen ritterlichen Diener!“

Der Ritter von Friesach trat vor, neigte sich und sprach: „Edle Dame, schlagt die Gegengabe

dieses Herrn aus, er kann Euch nicht schenken, was schon Euer ist, ich bin Euer Sclave!"

Damit beugte er sein Knie, Yolantha aber reichte ihm die Hand mit huldvoller Würde und sprach: „steht auf, Herr, der berühmte Wachtelfänger von Saint-Géran soll nicht mein Sclave sein, aber ich nehme Eure ritterlichen Dienste an und erlaube Euch bei diesen Festen meine Farben zu tragen!"

Flüsternd ging der Name des deutschen Ritters von Mund zu Mund, aber er konnte seinen Dank nicht aussprechen, denn der lange Bastard rief: „Hohe Schönheit, und welche Farben darf der arme Bastard von Vagogne tragen?"

„Ich habe nichts dagegen," erwiederte Yolantha lächelnd," wenn Ihr Euch mit Dolfine's Farben schmücken wollt, also lichtbraun und schwarz, denn Dolfine hat schwarze Mähnen!"

Der Bastard wäre beinahe ärgerlich geworden über diesen Scherz und über das Gelächter der Umstehenden, der brandenburgische Ritter aber flüsterte leise in sich hinein: „Engelke!" denn wenn Yolantha freundlich war, dann war sie leibhaft das Ebenbild seiner armen, kleinen Jugendfreundin in der Heimath. Freilich war ihr Wesen von ganz

anderer Art und die braunen Rehaugen blickten nicht so lieblich einfältig wie die Engelke's, sondern kühn und stolz.

Als er seinen Dank abstattete, sagte Yolantha: „Ihr werdet der Einzige im Turnier sein, Ritter, der meine Farben trägt, ich pflege stets nur einem Herrn die Erlaubniß, meine Farben zu tragen, zu ertheilen, ich erwarte von ihm aber, daß er allein Thaten thut, wie Viele zusammen; morgen werde ich Euch meine Schärpe senden, solches thue ich aber, um den tapfern Edelmann aus Brandenburg zu ehren, den der Herr Graf von Charolais, der Erbe von Burgund, selbst zum Ritter schlug!"

Yolantha hatte noch einen andern Grund, den Ritter von Friesach so auszuzeichnen, aber den sagte sie nicht.

Gleich darauf hub die Königin vom Dorn die Tafel auf und der Ritter von Friesach hatte mit dem Bastard von Vagogne die Ehre, Yolanthen zum Palaste von Ritour zu geleiten, was unter dem Vortritt von Fackelträgern und Trompetern geschah.

So wurden alle Damen vom Bankett der Dornenkönigin in ihre Quartiere geleitet.

Viertes Capitel.

Mein hinkendes Kind.

In den spätern Nachmittagsstunden des folgenden Tages, es war der Sonntag vor den Fasten und Ritter Werner von Friesach hatte', nachdem er die Messe bei den Dominicanern gehört, an einem Bankett Theil genommen, welches Messire Philipp von Croy allen seinen Verwandten, Lehnsleuten und etlichen fremden Rittern von Auszeichnung gegeben; also in den spätern Nachmittagsstunden jenes Sonntags finden wir unsern Brandenburger auf seiner Herberge in eifriger Berathung mit seiner deutschen Dienerschaft.

Dücker Enzelt, der Coutelier, Frommann Witter, der Botelier und Hans Eicke, der Stallmeister, sie sind alle avancirt, haben die Pflicht die Rüststücke auszuwählen, mit welchen ihr Ritter sich

zu dem großen Montagsturnier wappnen soll, so wie die Kleider und Prunkgewande zu untersuchen, in denen derselbe am Dienstag bei dem großen Feste, welches der Herzog von Burgund im Pallast Ritour gibt, erscheinen soll. Auch über die Bekleidung und Waffnung der Dienerschaft wird eifrig berathschlagt. Das ganze, räumliche Gemach ist mit Waffenstücken und Roßgeschirren, ausgebreiteten Gewändern und Schmuckgegenständen aller Art gefüllt.

„Verzeiht, deutscher Herr," rief plötzlich die wohllautende Stimme des Bastards von Vagogne und sein schwarzlockig Haupt zeigte sich in der Thür, „ich sehe, hier könnt Ihr die große Gesandtschaft der hohen Dame Yolantha, Eurer schönen Herrin, nicht empfangen, folgt mir in den Saal des Barons, wenn's Euch geliebt!

Werner folgte dem riesigen jungen Kriegsmann, zu welchem ihn eine gewisse Neigung zog, die derselbe durch fortdauernde freundliche Gefälligkeiten wohl verdient hatte, in den Saal, welcher zur Wohnung des Barons von Croy gehörte, der aber gerade leer war. Kaum war der Ritter mit dem Bastard eingetreten, als sich die Thür wieder öffnete

und zwei Stallmeister, zwei Pagen und zwei Varlets eintraten.

Diese sechs Personen waren prächtig gekleidet, die Stallmeister trugen orangenfarbene Röcke, weiße Wämmser und weiße Beinkleider, die Pagen weiße Wämmser mit orangenfarbenen Aermeln, weiße seidene Beinkleider, sowie kleine orangenfarbene Mäntelchen von starrer Seide und weiße Hüte mit orangenfarbenen Federn; die Varlets waren von Orange und Weiß übereck gekleidet, das heißt, ihre Oberkleider wie ihre Unterkleider waren halb von orangefarbenem, halb von weißem Tuch, aber so zusammengesetzt, daß sich das orangefarbene Stück der oberen Kleidung über dem weißen Stück der untern, das weiße der obern über dem orangefarbenen der unteren befand. Die Stallmeister trugen Schwert und Dolch, die Pagen Dolche in goldenen Scheiden, die Varlets Partisane mit vergoldeten Spitzen und orange und weißen Quasten.

„Unserer erlauchten Herrin Botschaft," sprach Einer der Stallmeister, nachdem er sich verneigt, „geht an den berühmten deutschen Ritter, den edlen Herrn von Friesach!"

„Was befiehlt mir Deine erlauchte Herrin, ich

bin der Ritter von Friesach!" entgegnete Werner vortretend.

Auch der Bastard und die Männer vom Gefolge des Ritters traten neugierig näher.

„Unsere gnädige Herrin" begann jetzt Einer der Pagen, indem er sich noch ein Mal verneigte, „die sehr erlauchte, sehr mächtige und sehr hohe Dame, Fräulein Yolantha, Freiherrin von Vaulabelle und Rosebecque, Dame von Fayolles und Saint-Poite entbietet Euch, gestrenger und edler Herr, als ihrem erwählten Ritter, ihren gnädigen Gruß und sendet Euch ihre Farben, damit Ihr sie tragen sollt im Streit und hohe Thaten der Ritterschaft vollbringen zu Gottes, des heiligen Dornes und ihrer eigenen, als Eurer Dame, Ehren, so spricht meine gnädige Herrin durch meinen Mund!"

Als der Eine der Pagen also gesprochen, trat der Andere vor und überreichte mit leichter Kniebeugung ein Kästlein von schwarzem Holz, das gar zierlich geschnitzt und mit einer silbernen Platte versehen war, welche das burgundische Kreuz in einem von Palmen umgebenen Rautenschild zeigte; über das rothe Kreuz lief schräglinks der Bastardfaden.

„Bringt Eurer und meiner gnädigen Herrin," entgegnete Werner, das Kästchen nehmend, „den unterthänigsten Gruß ihres Ritters, welcher gelobt sein Bestes zu thun mit Schwert und Lanze zu Gottes, des heiligen Dornes und der Dame Yolantha Ehren!"

Mit tiefer Verneigung zogen sich jetzt die Leute der Dame Yolontha zurück, der alte Witter aber, welcher als Botelier zugleich auch Garderobier, Kammerier und Schatzmeister seines Herrn war, eilte ihnen auf einen leise geflüsterten Befehl seines Herrn nach und überreichte den beiden Stallmeistern Jedem zwei Goldkronen, den beiden Varlets aber Jedem einen französischen Dickthaler. Darnach machte er sich mit Hans Eicke, dem Stallmeister seines Herrn, auf, begab sich nach dem Pallast von Ritour und suchte die beiden Pagen der Dame Yolantha, welche soeben das Kästlein zu seinem Herrn gebracht hatten, um ihnen dessen Ehrengabe zu überreichen; Jeder der beiden jungen Edelleute erhielt eine silberne Kette, um sie um das Barett oder um den Hals zu schlingen, an der Kette aber hing eine große Silbermünze mit dem Bildniß des Markgrafen Friedrich, Churfürsten von Branden-

burg auf der einen und dem brandenburgischen Wappen auf der andern Seite. Solche Ehrenketten und Schaumünzen pflegte der Eisenzahn in Gold und Silber seinen Heimlichen mitzugeben, wenn er sie aussendete an ferne Höfe. Er wußte, was der ritterliche Brauch forderte.

Unterdessen hatte der Ritter von Friesach das Kästlein mit dem an einer silbernen Kette daran hängenden Schlüssel geöffnet; er fand darin zunächst eine mit Silber durchwirkte und mit silbernen Fransen besetzte Schärpe von orangefarbener Seide, in welche eingestickt war „Ayde au bon chevalier,“ unter der Schärpe aber lag eine mit Perlen gestickte Tasche von Orangesammet, welche mit Rosenobeln gefüllt war.

Die Sitte jener Zeit gestattete ein solches Geschenk der Dame an ihren erwählten Ritter; es war hier ein wahrhaft fürstliches, denn es fanden sich, der Bastard von Vagogne zählte sie, hundert Stück Rosenobles darin. Die Rosenobles, auch Königliche Nobles und Eduardsnobel genannt, waren die feinste Goldmünzen jener Zeit, sie zeigten im Revers ein Kreuz und Rosen und die Sage ging, daß sie

König Eduard II. aus künstlichem Golde, Alchemisten= oder Rosenkreuzergolde, geprägt habe.

„Da habt Ihr das Blut von Burgund,“ sprach der Bastard, die Goldstücke in den Beutel werfend, „das Volk nennt die Dame Yolantha nicht mit Unrecht Blut von Burgund, denn sie thut es in allen Stücken ihrem Herrn Vater gleich, auch der Herzog gibt seine Spenden immer in Rosenobles!“

„Es ist eine sehr edle, sehr kluge und sehr schöne Dame,“ entgegnete Werner nachdenklich, „ich staune nur, wie gerade mir die Ehre solcher Auszeichnung zu Theil wird!“

Der Bastard lachte laut, der Ritter sah ihn befremdet an

„Nein, deutscher Herr,“ rief nun der Wilde lachend und schüttelte die dunkeln Locken, „so dürft Ihr mich nicht ansehen, denn ich bin Euer Freund; hört, ich will offen mit Euch reden, wie Ihr deutsche Herren es liebt: ich will Euch sagen, wie Ihr zu einer Auszeichnung kommt, welche Ihr sicherlich verdient, die Euch aber doch nicht zu Theil geworden wäre, wenn nicht der kühne Karl, der Euch mit dem Tage von Saint Géran in sein Herz geschlossen hat und Euch überall mit lauter

Stimme rühmt, seiner lieben Schwester Yolantha geradezu gesagt hätte, sie möge Euch zu ihrem Ritter wählen. Das habe ich heute erst erfahren, die Croy haben lange Arme nnd feine Ohren, sagt das Sprichwort in Picardie, und ich habe durch die Achards, die Vettern der Croy, wohl von Beiden etwas geerbt. Ob der kühne Karl also nur aus Liebe zu Euch gehandelt, oder ob er zugleich auch dabei gedacht hat, daß Euer hoher Lehnsherr, der Churfürst von Brandenburg, der mächtigste Fürst im Reich ist, der ihm bei seinen Plänen endlich zu Hülfe kommen kann, das will ich nicht entscheiden; wohl aber steht andrerseits fest, daß Euch, auch abgesehen von Eurer Stellung zu dem berühmten Brandenburger, sowohl der kühne Karl, als auch Dame Yolantha, mit einem Wohlwollen entgegenkommen, was bei Beiden sehr selten ist."

„Sie ist eine sehr kluge, sehr großmüthige und schöne Dame!" sagte Werner halblaut vor sich hin, indem er, schnell gefaßt, es weise vermied, sich über das auszusprechen, was ihm der Bastard gesagt. Es war eine Nachricht von Wichtigkeit, die er da erhalten.

„Sehr klug ist Eure Dame," fuhr der riesige

Jüngling lachend fort, „mir wäre sie zu klug; was ihre Großmuth betrifft, Herr, so haltet Euch versichert, daß dieselbe eine Dienerin ihrer Klugheit ist; überdem hat sie die Mittel dazu, denn an ihrem Gürtelbande hängen ein halb Dutzend reiche Baroninnen und Herrschaften; Philipp der Gute hat alle seine Töchter reich ausgestattet, keine aber so reich wie sein hinkend Kind, wie er Yolantha stets mitleidig zu nennen pflegt, wenn er vor sich selbst die überreichen Geschenke entschuldigen will, mit denen er sie überhäuft!"

„Sein hinkend Kind?" fragte Werner gepreßt.

„Habt Ihr nicht bemerkt, Herr, daß Dame Yolantha hinkt? doch freilich, Ihr habt sie bis jetzt ja nur zu Roß gesehen, sie war am Königlichen Hoflager in Frankreich und ist erst jetzt zurückgekommen, ja, Yolantha hinkt ein wenig und kann darum nicht tanzen!"

„Sein hinkend Kind!" flüsterte der Ritter in sich hinein, er hörte nicht mehr auf das, was der Bastard sagte, denn er wurde sich in dem Augenblick bewußt, daß er Yolantha liebe, daß eine Leidenschaft für sie sein Herz ergriffen habe. Hatte ihn gleich beim ersten Anblick Yolantha's Aehnlich-

keit mit Engelke betroffen gemacht, hatte ihr Wesen ihn bei dem Bankett in dem Hause des Dornenkönigs mächtig gefesselt, es war so, aber er hatte noch nicht daran gedacht, daß das die Liebe sein könne, daß sich die süße Leidenschaft bei ihm in dieser Weise melden werde; plötzlich, mit dem einen Wort, mit der Bezeichnung „sein hinkend Kind" trat ihm seine Liebe in's Bewußtsein. Es war als hätte die Kenntniß des einen leichten Gebrechens neben so vielen Reizen und Vorzügen, diese erst in das rechte Licht gestellt; Werner liebte Yolantha nicht, weil sie hinkte, und dennoch würde er sie nicht geliebt haben, wenn ihm der Bastard nicht dieses Gebrechen enthüllt hätte.

Es war das eins von den Räthseln, von den Widersprüchen im menschlichen Herzen, an deren Lösung alle Kunst scheitert.

„Erzählt mir von Dame Yolantha!" bat er den Bastard.

„Nun, es ist eben nicht viel von ihr zu erzählen," entgegnete der Gefragte, „sie ist das liebste Kind ihres Vaters und die Freundin Karls von Charolais zugleich, das giebt ihr eine glänzende Stellung, die sie mit großer Feinheit behauptet; sie

begünstigt das Haus-Croy und wird gewiß eine große Heirath machen, doch noch weiß man nicht, daß sie irgend Einen der Herren besonders ausgezeichnet hätte. Ihr Ruf ist tadellos, was sich nicht von allen Damen an diesem Hofe behaupten läßt. Man sagt mir, am königlichen Hoflager habe der Graf von Lorges, ein großer Herr in Isle de France, um sie geworben, aber sie habe seine Hand ausgeschlagen!"

„Und wer war ihre Mutter?" fragte Werner dringend.

„Ah, das ist der dunkle Schatten, deutscher Herr," erwiederte der Bastard ruhig, „ich weiß schon, in Eurer Heimath nimmt man einen gewaltigen Anstoß an dem Bastardfaden; wir sind darin nachsichtiger — ja, die Mutter der schönen und sehr mächtigen Dame Yolantha war nichts mehr und nichts minder als das blühend schöne Weib eines Hufschmieds im Ardennerwalde —"

„Eines Hufschmieds!" rief der Ritter in mächtiger Bewegung.

„Tröstet Euch, es ist nun einmal nicht anders," fuhr der Bastard, welcher Werners Aufregung ganz falsch deutete, fort, „der Schmied und sein Weib

waren dem Hause Croy leibeigen, darum begünstigt auch Dame Yolantha das Haus Croy noch heut; der Herzog fand das schöne Weib auf einem Jagdzuge, er soll es mehr, viel mehr geliebt haben, als andere Frauen; der Schmied und sein Weib sind verschwunden, der Herzog Philipp kaufte sie dem ältern Jehan von Croy ab, Niemand hat mehr von ihnen gehört, aber Philipp der Gute liebt sein hinkend Kind, wie keine seiner andern Töchter, das ist Alles, was ich Euch zu sagen wüßte!"

Dem guten Ritter aus Brandenburg ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum: „Yolantha sah der Engelke so ähnlich, Yolantha war einer Schmiedsfrau Tochter, die Tochter einer leibeigenen Magd, und Werner selbst, hieß er denn nicht Todt von Friesach, zur Erinnerung daran, daß auch seine Ahnmutter eine leibeigene Magd gewesen, die eine Todte war in der Knechtschaft, die zum Leben der Freiheit erweckt wurde durch den Ahnherrn seines Geschlechts, deren Nachkommen darum zum ewigen Gedächtniß hießen: die Kinder der Todten von Friesach? Werner war von dem Augenblick an überzeugt, daß er durch ein geheimnißvolles Band verbunden sei mit der schönen Dame, die er liebte,

der stolzen Herzogstochter Yolantha, die sich ihm so huldvoll zugeneigt. Ja, zeigt nur einem Liebenden die Möglichkeit eines solchen geheimnißvollen Bandes, er wird sich mit allen seinen Hoffnungen daran hängen! So that Werner.

„Uebrigens," schloß der Bastard seine Rede, „wird Dame Yolontha Euch im nächsten Gespräch überraschen, sie wird Euch selbst sagen, daß sie hinkt, ich kenne ihre Weise, oh! sie ist klug, sie sagt's Euch selbst, damit Ihr's nicht zufällig bemerkt; ebenso wird sie Euch sehr fein bei passender Gelegenheit verrathen, daß sie die Tochter einer Leibeigenen ist, sie nennt sich gern das Kind der Todten; Ihr wißt, daß die Leibeigenen Todte genannt werden? sie liebt es von der Schmiede zu erzählen, ich habe sie sagen hören: meine Wiege stand neben dem Ambos meines Großvaters in der Schmiede, und die Schmiede lag im Ardenner-Walde! Die kluge Dame zeigt sich stolz auf ihre Abkunft, da kann ihr denn Niemand einen Vorwurf darüber machen, aber mir ist's zuweilen vorgekommen, als sei sie wirklich stolz auch auf ihre Abkunft von der Mutter Seite, sie ist ein so seltsames Weib, ganz absonderlich und niemals wie die Andern!"

„Und wißt Ihr gar nichts weiter?“ fragte Werner bittend.

Der Bastard lächelte, er begriff, daß der deutsche Herr verliebt sei in die Herzogstochter und nach aller Verliebten Weise nicht genug reden hören könne von der Liebsten, gutmüthig sprach er nach kurzem Besinnen: „Der alte Messire Jehan von Croy hat die Mutter Yolantha's gekannt, außer dem Grafen Stephan Crêvecoeur hat sie wohl kaum noch Einer gekannt; aber der Crêvecoeur redet nicht davon, ich habe ihn nur ein Mal von der Schmiede im Ardenner-Walde sprechen hören, da sagte er, jener Schmied sei nicht der Mann, sondern der Vater der schönen Angela gewesen, aber Messire Jehan von Croy widersprach.“

„Angela, Engel, Engelke!“ flüsterte Werner.

„Was meint Ihr?“ fragte der Bastard.

In dem Augenblick aber öffnete sich die Thür und der große Baron Philipp von Croy trat ein.

Der Hochbaron war gekommen, um unsern Ritter zu dem Meister Bertran von Chimay, den großen Meister der Gesänge, den man den letzten Minstrel von Burgund nannte, zu führen, wie er am Tage zuvor mit ihm verabredet hatte, denn die heitere

Kunst war etwas, was den Brandenburger sehr lebhaft bewegte und nicht nur, weil sie als etwas so ganz Fremdes und Neues entgegentrat. Die Ritterharfe schwieg in den märkischen Schlössern und an dem brandenburgischen Hofe seit dem Ausgang der edeln Askanier und auch das rauhe Volk in Werners Heimath sang nicht, nur, wie verloren, klangen etliche Lieder aus Süd- und Mitteldeutschland herüber. Werner hatte singen hören am Hofe des Hochmeisters des deutschen Ordens auf der Marienburg; auch an den Hoflagern der Piasten in Schlesien und der großen Landherren in Böhmen klang die Harfe, die eigentliche Sangeskunst aber hatte er erst an dem Hofe Philipps des Guten kennen gelernt, der mit fürstlicher Großmuth die Sänger ehrte und die Kunst des ritterlichen Gesanges mit solchem Eifer pflegte, daß sie unter seinem Schutze noch eine letzte und späte Blüthe trieb. Es ging zu Ende mit dem ritterlichen Gesang; wohl gab es noch Minstrels, aber sie dichteten nicht mehr, sie begnügten sich die vorhandenen, ältern Pastourellen und sonstige Dichtungen mit Harfenbegleitung vorzutragen; zuweilen veränderten sie die alten Dichtungen und paßten sie neuen Vorgängen an, um

eine Schmeichelei für einen Fürsten, oder eine schöne Dame anbringen zu können. Solche Veränderungen aber brachten selten eine Verbesserung, sondern waren meist wahre Verunglimpfungen der ursprünglichen Dichtung.

Eine ehrenvolle Ausnahme machte allein noch Emanuel Duchesne, den man den Meister Bertran von Chimay nannte. Emanuel Duchesne, einem angesehenen bürgerlichen Schöffengeschlecht Flanderns entsprossen, war der Schüler des großen ritterlichen Chronisten und Dichters Jehan Froissart gewesen, er hatte zu Chimay in den letzten Lebensjahren Froissarts mit diesem zusammengelebt; Froissart hatte ihm den Namen Bertran gegeben zur Erinnerung an den kriegerischen Troubadour Bertran de Born von Autafort; Jehan Froissart liegt zu Chimay begraben und danach nannte sich Emanuel Duchesne und wurde genannt Meister Bertran von Chimay. Auch dieser letzte edle Minstrel sang meist ältere Lieder, vorzugsweise gern die Pastourellen seines Meisters Froissart, doch dichtete er auch noch eigene Lieder, die freilich nicht an die naive Schönheit seiner Muster reichten, deren Charakter mehr höfische Galanterie als ächte Ritterlichkeit war,

die aber doch sich durch glückliche Wendungen und einen edeln Styl auszeichnen. Am glücklichsten, und darin beruhete auch hauptsächlich sein großes Ansehen als Minstrel, war Bertram von Chimay durch seine Improvisationen, zu welchen er gewöhnlich nach dem Vortrag eines ältern Liedes überzugehen pflegte. Wir haben eine solche Improvisation von ihm an der Tafel der Dornenkönigin vernommen. Er war dann begeistert von dem Liede seines Meisters, das er eben vorgetragen und ein Ton von dem Sang, ein Funke des ächten Dichterfeuers ging dann auch in seine Improvisation über. Bertran von Chimay änderte nie die alten Lieder, das nannte er mit Recht das Verderben der Kunst und eiferte gewaltig dagegen, er gab ihnen durch einen selbstständigen Anhang die Anwendung auf die Gegenwart.

Die Herren gingen zu dem Hause, das der große Minstrel bewohnte, begleitet von ihrer Dienerschaft, denn ohne ein Gefolge, welches seinem Range entsprach, ließ sich kein Seigneur öffentlich sehen.

Bertran von Chimay wohnte ziemlich weit, an der Sanct Catharinenkirche, in dem stattlichen Hause

der Wittwe Marie Rose Duchesne, seiner Schwiegertochter. Der Minstrel hatte zween Söhne, die jedoch Beide nicht die Gabe der Dichtkunst von ihrem Vater geerbt. Der Aeltere, Emanuel Duchesne, mit Rose de Champfleury, einem armen Fräulein aus dem Artois vermählt, war ein trefflicher Mann gewesen, der die Heroldskunst auf der hohen Schule der Herolde zu Regensburg studirt hatte, endlich war er der Toison d'or Philipps des Guten geworden, das heißt erster Herold und Wappenkönig von Burgund, welcher seit Aufrichtung des Ordens vom goldnen Vließ den Namen: Toison d'or führte; als solcher war er vor zwei oder drei Jahren gestorben und hatte keinen Sohn, wohl aber drei Töchter, noch in zartem Alter hinterlassen. Der zweite Sohn Bertrans von Chimay war der Vater Jehan von Moab, Predigerordens, Einer der vorzüglichsten Kanzelredner seiner Zeit. Jehan Froissarts Namen hatte ihm der Vater geben können, aber er war weder Dichter noch Chronist geworden.

Ueber der Thür des stattlichen Hauses sah man den Wappenschild der Familie Duchesne, welcher eine grüne Eichel im silbernen Felde zeigte; der Wappenschild aber war, wie bei einem Ritter vom

goldnen Vließ, mit der Kette dieses hochberühmten burgundischen Ordens umgeben und mit einer königlichen Krone bedeckt. Solches stand dem Wappenkönige Toison d'or zu.

Die in der Flurhalle weilenden Diener führten die Gäste zu einem räumlichen Gemach, dessen Wände bis an die Decke mit braunem Eichenholz sehr zierlich vertäfelt waren, das in seiner reichen Ausstattung auf den großen Wohlstand der Familie deutete.

Die Wittwe des Wappenkönigs von Burgund war sehr reich.

„Unser gnädiger Herr von Croy, der strenge Herr Ritter von Friesach!" rief ein Diener mit lauter Stimme in das Gemach und schloß die Flügel der Thür hinter den Eingetretenen.

Es waren drei Herren und vier Damen in dem Gemach, welche um den hohen Lehnstuhl des Meisters Bertran, den man an das Fenster gerückt, standen oder saßen.

Die Wittwe Duchesne, eine kleine, behende, freundliche Frau, die ein Ueberkleid von schwarzem Sammet über dem Unterkleide von grauer weiß gestreifter Seide und auf dem Haupte die Wittwen-

haube d. h. zwei Schleier, einen schwarzen und einen weißen darüber, deren drei Zipfel lose niederhingen, trug, kam dem Hochbaron rasch entgegen, reichte ihm die Hand und hieß ihn als einen alten Freund willkommen; auch den deutschen Ritter hieß sie freundlich „an das Feuer des Hauses treten," wie der herkömmliche Willkommengruß damals für jeden Gast lautete, der zum ersten Male in ein Haus kam; doch hätte man bemerken können, daß das graubraune, kleine, aber hübsche Auge der Wittwe einen Moment den deutschen Herrn scharf musterte.

Von den Anwesenden kennen wir bereits den Meister Bertran von Chimay mit dem herrlichen blauen Auge, dem jugendlich gerötheten Antlitz, dem vollen Bart, der tief auf die mit Ehrenketten belastete Brust herab hing. Der Alte saß in seinem Stuhl von seinen Enkelinnen umgeben, frischen jungen Mädchen, die alle drei eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Greise hatten. Es war das eine anmuthige Gruppe; die älteste Enkelin, Jeanne, stand hinter dem Großvater, ein großes schlankes Mädchen von achtzehn Jahren und ihre feinen Finger streichelten die dichten weißen Locken des Greisenhauptes; die Zweite, Emanuele, hatte

ihren blonden Kopf recht zärtlich an den Alten geschmiegt, während die Dritte, Rose, auf der linken Armlehne saß, mit den Augen neckisch um sich schaute, mit dem Bart und den Ehrenketten des Großvaters spielte und mit den Beinen unbefangen hin und her spielte. Vielleicht zeigte das derbe dreizehnjährige Mädchen nicht ohne eine gewisse Koketterie die neuen rothseidenen Strümpfchen mit silbernen Zwickeln, denn sie trug noch ein kurzes Röckchen von ambrafarbigem Zeuge mit rothseidenen Puffen um die Hüfte, an den Schultern und den glatten Aermeln, während ihre älteren Schwestern rosafarbene seidene Unterkleider und weißwollene Ueberkleider mit Hängeärmeln hatten.

Der Oheim dieser Kinder, der Pater Jehan von Moab, eine hohe, schlanke Gestalt mit magerem Antlitz und träumerischen, blauen Augen, lehnte an dem Getäfel und schien wenig Antheil an dem Gespräche zu nehmen, das bald sehr lebhaft wurde.

Der dritte Herr, der in dem Gemach war, als Croy und Friesach eintraten, war ein ziemlich großer Mann von etlichen vierzig Jahren, wohlgenährtem Antlitz und wasserblauen Augen, der seinen stattlichen Bauch mit großem Anstand trug und sich sehr

prächtig gekleidet zeigte. Von weißer Seide waren das Wamms und das glattanliegende Beinkleid, von weißem Leder die Halbstiefeln, eine schwere goldne Kette trug er um dem Hals und sein Ueberkleid war von blauem Sammet mit Gold reich an dem Saume gestickt, während im Nacken die Kapuze sich niederhängend mit kostbarem weißen Pelzwerk gefüttert zeigte. Dieser Herr, welcher nach den ersten Begrüßungen wieder neben der Wittwe Duchesne etwas abseits an einem kleinen Tische Platz genommen hatte und sich mit derselben, wenn auch flüsternd, so doch sehr eifrig unterhielt, war Herr Ludwig von Caillabot, Herr von Angrie, Kanzler von Burgund, und unter den Gelehrten als Verfasser einer Geschichte des ersten Kreuzzuges bekannt. Der Herr von Angrie war ein Verwandter des Hauses Champfleury, aus welchem die Wittwe Duchesne stammte und man sagte, bei Hofe und in der Stadt, seit einiger Zeit, der Kanzler werde die schmucke und reiche Frau heirathen. Man gönnte namentlich den Reichthum dem Kanzler, weil er ganz arm war und oft den Grundsatz ausgesprochen hatte: der Kanzler eines so großmüthigen Fürsten, wie Philipp von Burgund, dürfe keine

Schätze sammeln. Man fand das sehr edel, spottete aber doch heimlich etwas über den sonst hochangesehenen und beliebten Herrn und Einige meinten sogar kopfschüttelnd, daß es für den Kanzler von Burgund mindestens ebenso anständig sei, Schätze zu sammeln als Schulden zu machen. Das aber that der Herr von Angrie, denn er liebte den Aufwand in Kleidern, Waffen, Pferden, hielt einen großen Hausstand und eine reichlich besetzte Tafel. Uebrigens lieh man ihm willig die größesten Summen, denn er war ein mächtiger Herr beim Herzoge, der in der Stille auch oft seine Schulden tilgte.

Jedenfalls war die kleine, behende Wittwe ihrem Vetter, dem Kanzler, nicht abgeneigt, das zeigte die freundliche Weise, in welcher sie seine Artigkeit annahm, deutlich genug.

Nachdem der Ritter von Friesach dem Meister Bertran allerlei vom Hofe des Eisenzahn's erzählt, brachte Messire Philipp von Croy das Gespräch auf Froissant; augenblicklich belebten sich die Züge des Patriarchen und seine Augen strahlten in noch höherem Glanze, die Rede floß rasch und wohllautend von seinen Lippen; mit einer seltenen Treue des Gedächtnisses erzählte er von dem großen Chro-

nisten, den er seinen Meister nannte. Bei jeder neuen Geschichte nickte Rosa ihrer Schwester schelmisch zu, denn sie kannte alle Geschichten des Großvaters, sie war bei denselben aufgewachsen; wenn aber Meister Bertran Verse von Froissart hersagte, flüsterte Emanuele sie leise nach, denn sie kannte sie alle auswendig und öfter konnte sie dem Alten sogar einhelfen, wenn er ein Mal stockte, was doch zuweilen der Fall war.

Die älteste Schwester Jeanne war zurückgetreten und sprach leise mit dem geistlichen Oheim, zu welchem sie sich vorzugsweise gern hielt, was aber die Mutter nicht ohne Besorgniß sah, denn sie fürchtete, der Pater Jehan von Moab unterstütze das für seine Jahre ohnehin zu ernste Mädchen bei gewissen Plänen, welche die Mutter nicht billigte und nicht billigen durfte. Jeanne wollte nämlich geistlich werden und den Schleier nehmen, der selige Emanuel Duchesne aber hatte seine älteste Tochter in der Wiege schon mit dem jungen Marx Treitzsauerwein, dem Sohne seines besten Freundes, des Kaiserlichen Oberheroldes Marx Treitzsauerwein verlobt und noch auf dem Todtenbette seiner Frau das Versprechen abgenommen, solch Verlöbniß aufrecht

zu erhalten, Frau Rose Duchesne hätte sich nun lieber in Stücke reißen lassen, als daß sie dem Willen ihres seligen Gemahl's, ihres guten Gefährten, wie sie ihn zu nennen liebte, entgegen gehandelt hätte. Darüber hatte die Wittwe schon manchen Strauß mit ihrem Schwager gehabt, denn die kleine Frau konnte die Zunge gewaltig brauchen, wenn sie wollte, und der Pater Jehan von Moab sah sie vergebens schmachtend an mit seinen großen träumerischen Augen, wenn sie ihn tüchtig abkanzelte und ihn belehrte: es stehe einem Geistlichen sehr schlecht, die Kinder im Ungehorsam gegen den Willen der Aeltern zu bestärken und die Ehe sei von Gott selbst eingesetzt, die Klöster aber nicht.

Der junge Marx Treitzsauerwein, der ein gelehrter Rath am Kaiserlichen Hoflager schon bei jungen Jahren geworden, sollte übrigens noch in diesem Jahre nach Lille kommen, um die Verlobte als sein Gemahl heimzuführen.

Meister Bertran erzählte eben von Jehan Froissarts großer Wahrheitsliebe und seiner Sorgsamkeit bei Abfassung seiner Chroniken. Ein Theil derselben ist bekanntlich der Königin von England, der Dame Philippine von Hennegau gewidmet; da er ihr nun

eines Tages ein Capitel vorlas, fand die Dame einen Fall, der ihr nicht richtig schien, vielleicht nur weil er nicht sehr zu ihrer Ehre war, es handelte sich um Hugh Spencers Hinrichtung. Die Königin Philippine verlangte eine Aenderung, denn sie mußte es am Besten wissen; Jehan Froissart aber entgegnete demüthig aber fest, daß er nichts ändern könne, weil er die Nachricht auf Treu und Glauben von drei zu Helm und Schild geborenen Edelleuten habe. Er gab auch nicht nach, die Wahrheit stand dem ritterlichen Chronisten höher selbst als seine hohe und verehrte Beschützerin; zu Ehren der Dame, setzte Bertran hinzu, muß noch bemerkt werden, daß sie wegen dieser Weigerung dem Froissart nicht zürnte, sondern ihn noch viel mehr schätzte.

Meister Bertran declamirte eben mit vielem Feuer eine Stelle aus Froissarts großem Gedicht vom Dorn der Liebe, wobei ihm seine Enkelin Emanuele leise flüsternd einhalf.

„J'ai ci escript une chançon,
Par amours voellie's la moi lire!
Et ma dame se mit lors à rire — "

als der Hausdiener der Thüre beide Flügel weit

öffnete und mit lauter Stimme rief: „Unsere edle edle und mächtige Dame, Fräulein Yolantha!"

„Das erlauchte Blut von Burgund hat sich zum Besuch ansagen lassen!" sprach Meister Bertran und erhub sich mühsam, von seiner Enkelin Emanuele unterstützt, während ihre Schwester Rose hurtig von der Lehne sprang und mit einem Freudenrufe der Thür zueilte, wo sie einer Frau, welche hinter der Dame Yolantha eingetreten, so ungestüm um den Hals sprang, daß sie dieselbe fast umgerissen hätte.

Im selben Augenblicke war auch Dame Yolantha, welche heut ein mit Perlen so dicht besticktes Unterkleid, daß man die Farbe des Stoffes nicht zu erkennen vermochte und ein mit weißem Pelz besetztes Oberkleid von schwarzem Sammet, sowie eine Tocque von schwarzem Sammet mit einem prächtigen Reiherbusch trug, auf den alten Minstrel zugeschritten und hatte ihn, mit beiden Händen seine Schultern fassend, in seinen Stuhl zurückgelehnt. So blieb sie eine Weile vor dem Greise stehen, fragte ihn nach seiner Gesundheit, und unterhielt sich wirklich liebevoll mit ihm über seine Kunst, wobei anmuthige Schmeichelworte über die letzte Improvisation nicht fehlten.

Unterdessen hatten sich die Enkelinnen des Sängers um die Begleiterin der Dame versammelt, eine große, knochige Gestalt mit gutmüthigem Gesicht und etwas hängender Unterlippe. Sie hatte auf einem Sessel in der Ecke Platz genommen, wo sie pfahlgerade saß und sich die ganz vergebliche Mühe machte, die steifen Falten ihres silbergrauen Unterkleides und die schönen weißen Hängeärmel des dunkelblauen Obergewandes vor der wilden Rose zu schützen, die sich ganz behaglich in ihren Schooß geworfen hatte und sich lebhaft erkundigte, ob ihr die Muhme nichts mitgebracht habe. Auch Emanuele sprach lebhaft auf die gute Person ein, während Jeanne sich begnügte, ihr die Hand auf die Schulter zu legen und sie mit ihren frommen Taubenaugen zärtlich anzusehen.

Die Begleiterin und erste Kammerfrau der Dame Yolantha war nämlich Clementia von Champfleury, die ältere Schwester der Wittwe Duchesne und also die Muhme der Kinder, die schon seit vielen Jahren in dem Hause ihrer Schwester lebte und die drei Mädchen gründlich verzogen und verhätschelt hatte. Muhme Clementia, oder Muhme Dickkopf, wie sie der selige Wappenkönig Emanuel Duchesne,

der, als ein scherzhafter Herr, allen Leuten Scherznamen zu geben pflegte, genannt hatte, war auch nur für die Zeit des Dornenfestes die Begleiterin der Dame Yolantha; sie hatte diese Stelle für eine erkrankte Freundin übernommen und zwar zum höchsten Verdruß ihrer drei Nichten, die so sehr an allerlei kleine Liebesdienste der Muhme Clementia gewöhnt waren, daß sie deren zeitweise Entfernung sehr schwer empfanden.

Erst nachdem Dame Yolantha eine ziemliche Weile mit Meister Bertran von Chimay geplaudert, nahm sie Platz auf dem Sessel, den ihr die Wittwe Duchesne an den Stuhl des Greises geschoben nnd nun begrüßte sie auch die andern Anwesenden.

„Zum andern Male heut willkommen, Messire Philipp," grüßte sie den Hochbaron und reichte ihm die Hand, die dieser mit leichter Verneigung küßte, was sie nur nach einem kleinen Sträuben litt, indem sie sprach: „das dürft Ihr nicht, Messire, Ihr wißt!"

„Ich weiß nur, daß das Blut von Burgund in Euch so mächtig ist, schöne Dame," erwiederte der stolze Baron ruhig, „daß kein anderes daneben aufkommen kann!"

Werner dachte an die Mittheilungen des Bastards von Vagogne.

„Und Ihr, mein Herr Kanzler von Burgund,“ rief sie dem Herrn von Angrie zu, „ich freue mich Euch hier zu sehen und wünsche Euch immer hier zu sehen!“

„Eure Wünsche, erlauchte Yolantha,“ versetzte der Kanzler lächelnd, „sind so gütig, hier mit meinen liebsten Hoffnungen Hand in Hand zu gehen!“

„Ah! und Ihr, mein Ritter,“ wendete sich die Herzogstochter mit anmuthigem Lächeln zu dem Brandenburger, „schon recht, wer Yolantha's Farben beim Dornenkönigsfestturnier zu Ehren bringen will, der muß zuvor zu Füßen des ersten Minstrels dieser Zeit sitzen und den Thaten der Helden der Vorzeit lauschen, wie sie uns die ritterlichen Sänger aufbewahrt haben!“

Der deutsche Ritter beugte leicht das Knie, küßte die Hand der Dame und sprach von seinem Dank für die reiche Gabe, aber Yolantha unterbrach ihn rasch und rief: „das hätte ich bald vergessen, mein tapf'rer deutscher Kämpe, Ihr habt meine Pagen großmüthig mit Schaumünzen beschenkt, welche das Bild Eures weitberühmten Lehnsherrn, des Chur=

fürsten von Brandenburg zeigen, ich bitte Euch, gebt auch mir eine solche Münze; Herr von Angrie, unser Kanzler, kann Euch sagen, daß ich eine reiche Sammlung seltener Schaumünzen habe, welche oft von Kennern bewundert wird!"

Der dicke Kanzler bestätigte das mit großen Lobeserhebungen, der Ritter von Friesach aber bewunderte die Feinheit, mit welcher Yolantha von ihm eine Gegengabe forderte, offenbar weil sie gefühlt hatte, daß ihr reiches Geschenk den Deutschen doch etwas beschämt hatte, obwohl es der Sitte der Zeit vollkommen gemäß war.

Mitten in dem lebhaftesten Gespräch aber erhob sich Yolantha rasch, trat zu dem Geistlichen und sprach mit demüthiger Neigung: „verzeiht, frommer Vater, ich habe Euch übersehen, ich bitte um Euern Segen!"

Der Pater Jehan von Moab hub seine Hände auf und ertheilte den Segen; Yolantha küßte seine Hand und eilte dann, ihren Platz wieder einzunehmen und das Gespräch fortzusetzen.

Es hatten sich jetzt zwei Gruppen gebildet; im Hintergrund die drei Mädchen mit ihrer Muhme, denen sich jetzt auch der Kanzler von Burgund ange-

schlossen hatte, der sich gern mit den Kindern der Frau, die er liebte, unterhielt; im Vordergrund saßen die Andern um den Sessel Bertram's im Kreise, auch der Pater Jehan von Moab hatte jetzt Platz genommen, und Werner stand hinter dem Sessel seiner Dame, die sich zuweilen nach ihm umwendete, wenn sie das Wort besonders an ihn richtete.

Zwei Diener, grün und weiß übereck gekleidet, die grüne Eichel mit der Königlichen Krone darüber auf die weißen Aermel gestickt, traten mit großen silbernen Platten ein und boten den Gästen Wein in kleinen silbernen Bechern und süßes Backwerk in zierlichen Körbchen von vergoldetem Silberdraht.

Da wurden aus den beiden Gruppen schnell drei, denn der Herr Ludwig von Caillabot, der behagliche Kanzler, ließ sich eine Platte mit Backwerk und eine große silberne Kanne voll dunkelrothen Weines von Macon, den er besonders liebte, auf einen Nebentisch stellen und nahm daran Platz, um ordentlich zu vespern, wie seine Weise war. „Man muß der edlen Gottesgabe immer die gebührende Ehre anthun!“ pflegte er zu sagen und mit ihm war die wilde kleine Rose ganz einverstanden, die setzte sich

dem Herrn von Angrie stracks gegenüber an die Platte, legte ganz so behaglich wie er selbst die Arme beide auf den Tisch und ließ sich's gefallen, daß er ihr die süßesten Stücken heraussuchte und sie ihr vorlegte. Während sie dieselben verzehrte und auch den kleinen Becher, den ihr der Kanzler einige Male halb füllte, tapfer leerte, schwatzten sie mit einander, als wären sie ein paar alte Freunde. Das waren sie übrigens auch, denn der Herr von Angrie kam ziemlich oft in das Haus der Wittwe und zwar meist um die Vesperstunde; auf die Wahl dieser Zeit gerade hatte sicher auch der treffliche Macon=Wein, mit welchem er stets bewirthet wurde, einen kleinen Einfluß geübt. Uebrigens kam der Kanzler nie, ohne der wilden Rose irgend eine Näscherei mitzubringen, wofür sie denn zum Dank so gütig war, mit ihm zu vespern und ihm allerlei Geschichten zu erzählen, die er sehr gemüthlich mit anhörte, so lange noch Wein in der Kanne war; war der letzte Becher getrunken, dann pflegte sich Rose sehr schnell, mit vollen Backen kauend und mit dem letzten Stück Backwerk in der Hand, zu entfernen. Denn nach der Vesper unterhielt sich der Kanzler mit der Mutter und den ältern Schwe=

stern, was sehr langweilig war, wie Rose mit schätzenswerther Freimüthigkeit des öftern erklärt hatte.

Es versteht sich beinahe von selbst, daß das Gespräch in dem größern Kreise hauptsächlich das Dornenfest betraf und daß es, wenn es sich auch zuweilen auf andere Gegenstände wandte, doch immer wieder darauf zurück kam.

Messire Philipp von Croy theilte mit, daß der Herzog von Burgund selbst das Amt eines Kampfrichters übernehmen werde, während der Prinz sich zum Turnier gemeldet habe und namentlich mit dem Grafen von Cleve eine Lanze brechen wolle. Yolantha theilte Einiges über die Vorbereitungen mit, welche zu dem großen Bankett im Pallast Ritour getroffen würden und Meister Bertran meinte lächelnd, er werde bei dem Bankett zugegen sein und doch seinen Stuhl nicht verlassen.

„Welches Räthsel?“ fragte der deutsche Ritter, „ah! ich verstehe, Ihr seid im Geiste immer zugegen, wo die Schönheit und das Ritterthum versammelt sind!“

Yolantha und der Greis lächelten sich an, Rose aber, die trotz Wein und Kuchen und trotz des eigenen Geschwätzes doch Alles hörte, rief überlaut:

„Es wird's Keiner rathen, aber ich weiß es, Großvater bleibt hier und ist doch im Palast Ritour, weil die Lieder von ihm sind, welche da vorgesungen werden!"

„Wirst Du schweigen!" rief die Wittwe Duchesne ärgerlich.

Die ganze Gesellschaft lachte.

„Großvater hat es mir selbst gesagt!" beharrte Rose trotzig mit dem Kopf nickend, nahm aber ein großes Stück Zucker, welches ihr der höchst belustigte Kanzler zur Belohnung reichte, mit gleich wieder erheiterter Miene an.

„Aber Rose, Du bist ja sehr unartig!" begann die ältere Schwester Emanuele ernsthaft, indem sie näher trat.

Die Kleine aber hielt ihr eine prächtige, goldbraune Bretzel entgegen, da griff Emanuele, trotz ihrer fast sechzehnjährigen Würde rasch zu und biß tapfer hinein, ohne weiter der Unart der Schwester zu gedenken.

Der Herr von Angrie aber, höchlich belustigt über dieses kleine Zwischenspiel, lachte, daß er sich den Bauch halten mußte und ihm helle Thränen über die dicken Backen liefen, die kleine Rose lachte listig

mit, Emanuele aber wurde dunkelroth und wendete sich beschämt und ärgerlich ab, doch nahm sie ihre Bretzel mit und suchte Schutz bei der Muhme Clementia, die dann auch ihre Pathe freundlich tröstete, während Jeanne von Alle dem nichts bemerkt hatte und die Perlen ihres Rosenkranzes leise durch ihre weißen Finger laufen ließ.

Nachdem sich die Heiterkeit etwas gelegt, unterhielt sich Messire Philipp von Croy lebhaft mit der Hausfrau, der Dominicanerpater aber neigte sein Haupt aufmerksam zu dem Munde seines greisen Vaters, welcher ihm langsam Verse vorsagte, Strophe für Strophe, und sie so oft wiederholte, bis der Predigermönch sein: jam satis! sprach und wer aufmerksam zugehört, der hätte es erfahren können, von wem der Pater Jehan von Moab die gereimten Psalmen hatte, die er in seinen Vorträgen so oft anbrachte; ein Schmuck, der nicht wenig zur Popularität seiner Predigten beitrug.

„Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifchen schneiden und wer der Sohn des Meisters von Chimay ist, hat leicht Psalmen singen!“ sprach der dicke Kanzler lächelnd, wenn die Rede darauf kam. Uebrigens gab der Dominicaner diese Psalmenübersetzungen

durchaus nicht für sein Eigenthum und seine Arbeit aus, er behandelte die Verfasserschaft seines Vaters keineswegs als Geheimniß, dazu war er viel zu ehrlich, hatte es auch überdem nicht nöthig, denn kaum die Gebildeten jener Tage, geschweige denn das Volk, machten einen Unterschied zwischen dem, der die Dichtung schuf und dem, der sie vortrug. Auch kannte Emanuele Alles, was ihr Großvater dichtete, besonders seine Psalmenübertragungen, früher als alle Andern, der Oheim hätte sie ebenso gut von ihr lernen können. Das war seit ein paar Jahren schon dieses Kindes Vorrecht.

Dame Yolantha plauderte, zurückgelehnt in ihrem Sessel, mit dem Ritter von Friesach.

„Ihr kommt um eine Lust bei diesem Fest,“ sprach des Herzogs hinkendes Kind, „denn Ihr dürft, nach dem Brauch, zum Tanz keine andere Dame aufziehen, als diejenige, deren Farben Ihr im Kampf getragen und ich kann leider nicht mit Euch tanzen, weil ich hinke, mein linker Fuß ist ein Stück kürzer als der rechte, aber ganz sollt Ihr doch nicht um die Freude kommen, ich habe Isabeau von Neufchateau, des Grafen von Montagu Tochter gebeten, Euch einen Tanz zu schenken!“

„Entbehrt Ihr den Tanz, edle Dame?“ fragte Werner, nachdem er sich dankend verneigt. Yolantha erröthete, wie immer, wenn ihr etwas besonders gefiel und es gefiel ihr, daß Werner über ihre Mittheilung weder in Verlegenheit gerieth, noch sich in jenen Beileidsversicherungen verlor, die ihr widerlich geworden waren, weil sie dieselben zu oft hatte hören müssen.

„Ich weiß nicht, mein Ritter,“ entgegnete die Dame, „ich habe nie getanzt und ich glaube, man fühlt die Entbehrung dessen nicht, was man nicht kennt, aber meine Neugierde hat es stets erregt, ich habe die brennende Lust gespürt, zu erfahren was der Tanz ist, wenn ich andere Damen mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen aus dem Tanze zurücktreten sah!“

„Der Tanz ist eine Lust,“ versetzte der Ritter, „denn er ist das Bild der sittigen Liebe, welche die Herzen zusammen führt und das verbundene Paar sich Hand in Hand in harmonischer Bewegung durch's Leben bewegen läßt!“

„Yolantha sah den Ritter beinahe betroffen einen Augenblick an, diese Erklärung des Tanzes, so nahe sie liegt, war ihr neu, sie seufzte.

„Ihr dürft nicht seufzen, edle Dame," sprach Werner mit leuchtenden Augen, „denn der einzige Fehler, den Ihr habt, bringt Euch ja nur um ein Bild, um den Schein der Liebe, nicht um die Liebe selbst!"

Yolantha blickte einen Augenblick vor sich nieder, dann wendete sie sich langsam um nach dem Brandenburger und fragte leise: „Ihr kennt die Liebe, Ihr?"

„Engelke!" sagte Werner, der Name entfuhr ihm gegen seinen Willen, denn Yolantha sah ihn jetzt ganz so an, wie ihn sein Engelke einst in Poley angesehen; diebraunen Rehaugen hatten jetzt ganz jenen lieblich einfältigen Blick; Werner war erschrocken, denn die Aehnlichkeit war jetzt so groß, daß er einen Augenblick wirklich glaubte, Yolantha sei Engelke.

„Engelke! Engelke!" wiederholte Yolantha sinnend, indem sie die schmale Hand an die weiße Stirne legte, sie schien ihre Frage und Alles was vorhergegangen, vergessen zu haben.

„Jetzt weiß ich's," rief sie plötzlich, „ich wußte, daß ich den Namen schon gehört, mein Großvater, der ehrliche Hufschmied im Ardennerwalde, pflegte

meine liebe Mutter Engelke zu rufen, sie hieß Angela!"

Beide schwiegen einen Augenblick, dann fragte Yolantha, „und was gilt Euch der Name, Ritter, den Ihr nanntet?"

„Engelke," entgegnete Werner, „ist der Name einer kleinen Jugendfreundin, einer lieben Gespielin, mit welcher ich bis zu meinem sechzehnten Jahre so zu sagen wild aufgewachsen bin in Wald und Feld meiner Heimath; ich habe Engelke seit meinem sechzehnten Jahre nicht gesehen, aber sie hat das Glück, Euch, edle Dame, so sehr ähnlich zu sein, daß es mich gleich beim ersten Anblick betroffen machte und vorher hatten Eure schönen Augen einen Blick, der mich so überraschte, daß ich für einen Moment wirklich glaubte, meine liebe Jugendgespielin vor mir zu haben. Verzeiht, schöne Herrin, Engelke ist Euch nicht nur ähnlich, sie hat auch gleich Euch, einen Großvater gehabt, welcher ein Hufschmied war und dieser Hufschmied war mein erster Beschützer, mein größester Wohlthäter!"

Yolantha hatte das Haupt gesenkt, so lange Werner sprach, als sie es wieder erhub, lächelte ihr Mund verführerisch, Werner aber bemerkte wohl,

daß ihr Auge nicht mitlächelte, sondern ernst blieb, als sie mit leise schmeichelnder Stimme zu ihm redete und ihn fragte: „und woher wißt Ihr denn, mein Ritter, daß Euch nur eine Aehnlichkeit täuscht? wer hat Euch gesagt, daß ich nicht Engelke bin, Eure liebe Jugendgespielin aus Mark Brandenburg?“

Werner verfärbte sich, Yolantha sah ihn wieder mit dem Blicke Engelke's an und ihre Stimme klang so, daß er glaubte, Engelke reden zu hören, aber nur einen Augenblick dauerte seine Bestürzung, dann faßte er sich und spach: „Meine viel edle Dame, Eure Güte beglückt mich, daß Ihr also sprecht!“

Bis jetzt war das Gespräch in französischer Sprache geführt worden, jetzt sprach Yolantha plötzlich deutsch: „Ihr wollt nicht glauben, daß Yolantha Engelke ist, Ihr haltet es nicht für möglich und doch war mein Großvater, der Schmied im Ardennenwalde, ein großer Zauberer!“

Dem armen deutschen Ritter schwindelte, er wollte lächeln, über den Scherz seiner Dame scherzen, er vermochte es nicht, er fühlte sich wie von magischen Kreisen umzogen, aber die gute churbranden=

burgische Art verließ ihn nicht, sie sträubte sich mit Gewalt gegen den Nebel, der ihn umfing, gegen die Bezauberung, die von Yolantha's Augen, die auf ihm ruheten, von ihrem Odem, der seine Wange berührte, ausging; mit einer mächtigen Anstrengung riß er sich noch ein Mal heraus.

„Engelke hätte mich nicht „Ritter" genannt, Engelke hätte in einem andern Tone mit mir gesprochen!" sagte er kaum hörbar mit pochendem Herzen.

„Oh, Werner," antwortete Yolantha augenblicklich, „Du mußt nicht denken, daß ich nichts gelernt, seit ich Dich nicht gesehen?"

Jetzt waren die Sinne des Ritters von Friesach wirklich in Gefahr, ja, es war Engelke, welche da sprach, das war ihr Blick, das war ihre Miene, es war Engelke, welche mit ihm redete, oder es war ein Blendwerk der Hölle.

Der Ritter wurde todtenbleich; da stand Yolantha auf, legte ihre Hand auf seine Schulter und flüsterte deutsch: „Ich will Dir sagen, Werner, woran Du sehen kannst, daß ich nicht Dein Engelke bin, Du hast vergessen, daß Dein Engelke nicht hinkte,

als sie mit Dir in Wald und Feld herumlief, ich bin Yolantha, welche der Herzog von Burgund sein armes, hinkendes Kind nennt, aber wenn ich auch nicht Engelke bin, so bin ich doch Deine Freundin, denn es ist ein geheimnißvolles Band zwischen Allen, die zwischen Esse und Ambos geboren sind, deren erstes Geschrei der Tactschlag des Schmiedehammers begleitete. Geheimnißvolle Zauber weben ein seltsam Band um die Kinder vom Hammer, es begleiten sicherlich nicht umsonst die Schmiedehämmer den Bär in Deinem Wappenschild, und es ist noch ein zweites Band, das uns umschlingt: Du stammst von einer Todten und meine Mutter war auch eine Todte. Darum" — setzte Yolantha laut und in französischer Sprache hinzu: „darum hat sich das hinkende Kind des Herzogs von Burgund Euch zu ihrem Ritter erkoren!"

Noch einmal traf den Ritter Engelke's Blick aus Yolantha's Augen, dann wendete sich die Dame ab, grüßte hoch und stolz, gütig und herablassend, ganz das Blut von Burgund, die anwesenden Herren und faßte die Hand der Wittwe Duchesne, welche den erlauchten Gast zur Thür begleitete, während Clementia von Champfleury Mühe hatte, sich von

den Armen ihrer Nichten zu befreien, um ihrer Herrin folgen zu können.

Erst als Yolantha das Haus verlassen hatte, fand der Ritter von Friesach seine Ruhe und seine Selbstbeherrschung und vermochte an der Unterhaltung Theil zu nehmen, dennoch war es ihm lieb, daß der Baron von Croy bald darauf aufbrach und mit ihm in die Herberge zurückkehrte. Die Beiden wechselten auf dem Heimwege nur gleichgültige Reden, an der Thür der Herberge aber sprach der Baron halblaut und wie für sich redend: „große Gunst ist nicht immer großes Glück!

„Aber ein Mann kann Beides tragen!“ versetzte Werner in demselben Tone.

Dann schieden sie mit höflichem Gruße von einander und Jeder trat in seine Kemnade.

Fünftes Capitel.

Auf dem Platze vor Ritour.

Der Tag des großen Turniers war endlich gekommen; freilich war es noch fast ganz dunkel, denn die Morgendämmerung eines Februartages hatte kaum begonnen, aber durch die Straßen der Stadt Lille wogte schon ein geschäftiges Treiben, ein lautes Leben.

Um sechs Uhr begann das Festgeläut von allen Thürmen und bei den Dominicanern wurde eine Heilige-Geist-Messe gelesen für die Streiter dieses Tages.

Gegen sieben Uhr versammelten sich die Ritter und Edlen, die Ehrbaren und Vesten, welche den neugewählten Dornenkönig in feierlichem Aufzuge in die Turnierschranken zu geleiten hatten, zu einem leichten Frühmale in dessen Hause. Eine Stunde

später kamen die Frauen und Fräulein, welche das Gefolge der Dornenkönigin bilden sollten.

In allen Herbergen, und jedes Haus von Lille beinahe war eine Herberge für die Zeit des Festes, hatten die Reisigen und Knechte vollauf zu thun, um die Streithengste der Ritter und diese selbst zu waffnen.

Gegen neun Uhr waren dicht besetzt schon alle Plätze, welche sich amphitheatralisch um die Schranken erhuben, die auf dem Marktplatz von Lille vor dem Herzogspalast Ritour aufgerichtet, oder „gelegt und gehegt" waren, wie man es nannte. Nur die Balkone, welche sich drei Stockwerke über einander an der Frontseite des riesigen Palastes hinzogen, waren noch frei. Auch die Tribünen, am Eingang wie am Ausgang der Schranken für die Kampf- und Preisrichter errichtet, waren noch unbesetzt.

Die Schranken bildeten, von starken Pfählen und Brettern gezimmert und mit blauem Tuch belegt, ein weites Oblongum, dessen Grund mit einer dicken Lage weißen Sandes bedeckt war. Oben und unten sowohl, als der Länge nach quer durch, schlossen niedrigere Barrieren bestimmte Plätze ab.

Von hohen Masten weheten die großen Banner von Frankreich, Burgund, Flandern, Artois und

Hennegau, von niedrigern rings um die Schranken die Fahnen von Lille und zweiundvierzig andern Städten, die Banner von siebenzig Baronen und die Fähnlein der Ritter, welche sich zum Kampf gemeldet hatten und vorläufig von den Herolden zugelassen worden waren.

Der Himmel klärte sich auf, der Tag versprach schön und heiter zu werden, die Witterung war sehr mild. Alle Fenster in den Häusern rings um den weiten Platz waren dicht besetzt; auf den Dächern selbst wimmelte es Kopf an Kopf von Neugierigen.

Die Schranken waren noch leer und die Herolde und Persevanten des Herzogs in ihren prächtigen rothen, weißen und blauen, mit Wappen bestickten Heroldsröcken und ihren Federhüten gingen an den Eingängen auf und ab und ertheilten den zahlreichen Turnierwärtern, Schrankenknechten und sonstigem Troß mit würdevollen Mienen ihre Befehle.

Vier reisige Fähnlein der Stadt Lille besetzten nun alle Zugänge zu dem Markte, vier andere Fähnlein sämmtliche Thore der Stadt, welche für die Zeit des Turniers geschlossen wurden und drei Karthaunenschüsse verkündeten, daß das geschehen.

Jetzt schlossen die Rotten der Bogen- und Arm-

brustschützen des Herzogs einen weiten Halbkreis, sowohl oben als unten an den Schranken ab, säuberten diese Räume und hielten sie von dem mächtig andringenden Volke frei.

Der Beginn des Festes nahete und unter der Menge gab sich eine kaum glaubliche Aufregung kund, die sich indessen nur in Worten Luft machte.

Eine einzelne Trompete erklang und aus einer Nebenthür des Palastes kam ein kleiner Zug. Voran ein Trompeter, das rothe Kreuz von Burgund an dem seidnen Fähnlein der silbernen Trompete; er führte eine Bande von Trompetern und Paukern, die drei Mann hoch marschirte und etwa zweihundert Mann stark rings um die Schranken marschirte, dann aber von den Herolden an vier verschiedenen Stellen an den Schranken, wo Plätze für die Musik, zu welchen Stufen führten, errichtet waren, vertheilt wurden. Alle diese Musiker waren prächtig bunt gekleidet.

Kaum hatten dieselben Platz genommen, als die Thorflügel der mittleren Halle des Palastes weit aufflogen, Trompeten und Pauken erklangen grüßend und die vornehmsten Herolde, die Wappenkönige, schritten heraus, von ihren Persevanten umgeben;

zuerst der Wappenkönig vom Orden des goldnen Vließes Toison d'or in einer Tunika von blauem Sammet, von goldner Stickerei starrend, auf der Brust den silbernen Schild mit den Insignien des Ordens, in der Hand den goldnen Heroldstab; mit ihm ging der Wappenkönig Montjoye in weißer Tunika mit dem sechsmal von Gold in Blau schräg-rechts gestreiften Wappenschild des Herzogthums Burgund auf der Brust; dann folgte der Wappen-könig Fleur de Lys, in blauem Sammet mit gold-nen Lilien besäet, das war der Wappenkönig von Frankreich und hier zugegen, weil die Herzoge von Burgund Prinzen von dem Königlichen Geblüt Frank-reichs waren; dann kam der Wappenkönig Croix rouge in weißer Tunika mit dem rothen Kreuz von Altburgund auf der Brust.

Der Letzte dieser Wappenkönige war der nur für das Dornenfest bestimmte Wappenkönig der Stadt Lille, ein Herold des Herzogs; er trug eine grüne Tunika von Sammet, einen silbernen Dornenzweig an der Brust, einen gleichen am Barret und sein silberner Heroldsstab war mit grünen Zweigen umwunden.

Während nun die andern Wappenkönige mit ihren

Persevanten, welche ähnlich wie sie, nur nicht ganz so prächtig gekleidet waren, unter Trompeten- und Paukenklang und dem Zuruf der Menge die Schranken umschritten und dann auf ihrer Tribüne Platz nahmen, begab sich Espinette, der Wappenkönig der Stadt, mit allen seinen Persevanten nach dem obern Theil der Schranken, vor welchem an dem dazu bestimmten Gerüst die Wappenschilde aller Herren und Mannen aus den Städten, welche turniren wollten, aufgestellt waren.

Zwölf Ritter, denen ihr Alter die Theilnahme am Kampfe verbot, bildeten eine Art von Ehrengericht und nahmen auf einer besondern Tribüne mit den Wappenkönigen Platz; sie waren zur Hälfte vom Herzog, zur Hälfte von der Stadt gewählt und trugen lange Scharlachröcke mit Gold besetzt, Ehrenröcke, mit denen sie für ihre Mühwaltung beschenkt wurden.

Nach einer kleinen Pause schmetterten alle Trompeten und die Pauken dröhnten, die Flügel des Palastthores flogen auf und der tausendstimmige Ruf: Bourgogne, Bourgogne, notre dâme au noble Duc! verkündete das Erscheinen des Herzogs.

Philipp der Gute ritt auf einem schönen Rapp-

hengste, der die goldnen Quasten seiner Purpurdecke lang nachschleifte im Sande, langsam hervor; er war mit einer blanken Silberrüstung angethan und trug darüber einen rothen Sammtmantel und die Kette vom goldnen Vließ, seine rothe Tocque war mit einer goldnen Krone eingefaßt; in der gepanzerten Rechten hielt er den weißen Stab des Kampfrichters; Graf Stephan Crêvecoeur und Messire Guillaume von Flavigny folgten ihm als seine Beistände.

Während der Herzog, der für sein Alter noch sehr stattlich und rüstig aussah, unter dem Jubel der Versammlung die Schranken umritt und Einzelne, welche ihm bekannt waren, huldreich grüßte, hatten sich auch die Gallerien vor dem Palast gefüllt und boten einen ebenso prächtigen als reizenden Anblick, weil die vordern Reihen von Damen im höchsten Schmuck eingenommen wurden. Nur die beiden vornehmsten Balkone, die untersten rechter und linker Hand neben dem Portal des Schlosses waren noch nicht besetzt.

Trompeten und Pauken verkündeten am obern Ende der Schranken, daß der Zug der Dornenkö-

nigin angekommen und daß die Wappenschau beginne.

Diese bestand darin, daß der Wappenkönig Espinette die Dornenkönigin und ihre Damen an der Reihe der aufgestellten Wappen der Turnierkämpfer entlang führte, den Namen jedes einzelnen Ritters oder Kämpen nannte und nun das Urtheil der Damen erwartete. Es konnte nämlich jede Dame einen Kämpen, von dem sie etwas Nachtheiliges, der Rittersitte nicht Entsprechendes wußte, von dem Turnier ausschließen ganz einfach dadurch, daß sie das Wappen desselben mit der Hand berührte.

Doch kam das selten vor, denn die Herolde und Wappenkönige, welche Jeden, der sich meldete, genau zu prüfen hatten, waren sehr vorsichtig, auch zeigten sich die Damen im fünfzehnten Jahrhundert schon nicht mehr so streng wie früher.

Nachdem die Wappenschau beendet und kein Schild bemakelt worden war, zog die Dornenkönigin mit ihrem Gefolge, über hundert der schönsten Damen, unter Musik und Jubelruf in die Schranken ein, der Herzog selbst ritt vor ihr her und führte

sie zu ihrem Balkon, wo sie auf einem hohen Thronsessel Platz nahm.

„Vive la noble Royne d'espinette!“ schrie das Royne Volk.

Die Dornenkönigin neigte sich so huldreich als sie vermochte, was ihr sichtlich Mühe machte, denn es war eine hübsche, kleine, dicke, runde und gesunde Frau, mit einem rothwangigen Antlitz und kleinen, freundlichen, schwarzen Aeuglein; eine ächte Flamänderin, der man die Freude über ihre hohe Stellung so recht ansah. Sie trug ein weißes Unterkleid von Sammt mit Gold gestickt, einen mit Hermelin gefütterten Purpurmantel und eine königliche Krone; in den fetten, weißen Patschchen hielt sie den silbernen Dornenzweig, das Zeichen ihrer Würde. Sie nickte freundlich allen ihren Gevatterinnen zu, welche sie auf den Tribünen gegenüber erkannte, die mit tiefen Neigungen ihren Gruß erwiederten. Unter den Damen neben der Dornenkönigin sah man zunächst die Dornenköniginnen der drei letzten Jahre, die immer noch ein Ueberschlag von Purpur auf dem Mantel auszeichnete; bei denen holte sich Frau Agathe Gelimer, des reichen Schöffen Godefroy Gelimer rundes Eheweib, bei jeder Gele-

genheit Rath, denn die mußten es verstehen, da sie das Königthum schon durchgemacht hatten. In erster Reihe saß da auch die schöne Margareth Winsen, die Schwester der Frau von Prault, der letzten Dornenkönigin; wir meinen das junge Mädchen, welches der Meister Bertran von Chimay bei dem Bankett küßte.

War Margareth Winsen die Schönste von den schönen Töchtern der Stadt Lille auf der Tribüne, so war Isabeau von Neufchateau, die Tochter des Grafen von Montagu unstreitig die Schönste der anwesenden Edeldamen. Neben der schlanken, blauäugigen und blondlockigen Margareth, welche in blau und weiß gekleidet war, saß die hohe, mächtige Gestalt des Edelfräuleins in Scharlach und Gold, dunkellockig, dunkelaugig, so recht ein königlich Weib vom Scheitel bis zur Sohle. Und dennoch gaben Viele der sanftern Schönheit Margareths den Vorzug.

Aber vielleicht machte Beiden Yolantha den Preis streitig, das Herzogskind mit den braunen Augen, das auf der andern Seite Isabeau's saß?

Yolantha trug heute ein Unterkleid von orangefarbenem Sammet mit weißen Aermeln, ihr Busen funkelte von Edelgestein, ihr Hermelin-Mantel war

mit einer Rubinspange von unschätzbarem Werthe auf der linken Schulter befestigt und ihre Tocque war mit Perlen rings herum dicht benäht.

Auch die Wittwe Rose Duchesne mit ihrer Schwester Clementine Champfleury und ihren drei Töchtern hatte Platz gefunden auf der Tribüne der Königin, wenn auch in einer hintern Reihe, wo die kleine Rose ihre Ungeduld durch candirte Kastanien und Nüsse bekämpfte, von welchen Waffen Muhme Dickkopfin einen tüchtigen Vorrath mit zum Turnier gebracht hatte. Die Gute kannte ihre Nichten; denn auch Emanuele, deren Augen in der Erwartung noch ein Mal so groß geworden waren, steckte in der Zerstreuung eine Zuckerkastanie nach der andern in den Mund und selbst die fromme Jeanne nahm zuweilen von der Süßigkeit, welche ihr Rose freigebig bot.

Plötzlich brach der Jubelruf der Versammlung lauter und gewaltiger aus, denn, vierundzwanzig Trompeter und Pauker auf Schimmeln voran, zog der Dornenkönig in die Schranken ein.

Des Dornenkönigs Roß, ein schöner Goldfuchs, war mit einer weißen Decke fast verhüllt, Schwanenfedern nickten vom Hauptgestell und des Königs

Wappenrock über der Silberrüstung war von weißem Sammt. Herr Godefroy Gelimer, der erwählte Dornenkönig, war ein stattlicher Mann von etlichen vierzig Jahren, ein kluges, energisches Gesicht, das sich unter der Krone ganz wohl ausnahm, er grüßte mit fürstlicher Würde, als er an der Tribüne der Königin vorüberritt und lächelte etwas spöttisch über den Eifer, mit dem ihn seine runde, muntere Ehehälfte empfing.

Die Damen erhuben sich und klatschten in die Hände bei seinem Erscheinen, die ganze Versammlung folgte diesem Beispiel, Händeklatschen überall.

Der König war umgeben von seinem Hofstaat, seinen Pagen, seiner Hellebardiergarde und den vornehmen Herren, die sein Gefolge bildeten. Als er auf seinem Throne Platz genommen, gruppirten sich alle diese Herren hinter ihm. Nur Herr Ludwig von Caillabot, der Kanzler von Burgund, der heute den schwarzen Mantel des Kanzlers und das schwarze Amtsbarett mit goldnen Ketten umwunden trug, schritt ruhig die Stufen zum Balkon der Königin hinauf. Das war eigentlich verboten, allein dem mächtigen Kanzler wagten die Hellebardiere nicht ihre Lanzenschafte entgegen zu strecken, Volantha

nur drohte ihm lächelnd mit dem Finger, die Damen aber machten ihm freundlich Platz, und so gelangte der Herr von Angrie bis zu der Wittwe Duchesne, die ihn erröthend empfing. Der Kanzler setzte sich neben ihr nieder, nahm seine kleine Freundin Rose auf den Schooß und flüsterte ihr zu, daß er einen Trunk süßen Weines für sie mitgebracht habe. Darauf brachte er aus den Falten seines Mantels eine Flasche von schwarzem Leder mit silbernen Ringen zum Vorschein, sowie einen kleinen Becher, daraus labte er die Damen mit Malvoisier, vergaß sich aber selbst durchaus nicht.

Nun kündeten die Trompeten das Erscheinen der Kämpen, welche enthelmt paarweise um die Schranken zogen.

Der Herr von Angrie mußte nun zahllose Fragen beantworten und er that es mit immer gleicher Freundlichkeit.

„Das erste Paar," erklärte der Kanzler, „der Reiter rechts auf dem milchweißen Roß, in der blauangelaufenen Stahlrüstung mit goldnen Sternen und dem Purpurmantel ist unser gnädiger Herr, der Prinz Karl; der Linke in der schimmernden Schuppenrüstung mit dem weißen Mantel ist der Graf Wil-

helm von Cleve und Teisterband, ein kriegerischer Herr. Das zweite Paar kennt Ihr, der vorige Dornenkönig Herr von Pault und Messire Philipp von Croy, das dritte Paar Herr Tanneguy von Aubespine, ein tapferer französischer Herr, und unser Gevatter, der Schöff Antoine Berryer, der vorletzte Dornenkönig."

So nannte der Kanzler von Burgund eine Reihe der edelsten Namen aller Länder, er kannte sie Alle, oder erkannte sie an ihren Wappen; denn alle diese Ritter waren bis auf Helm und Lanze vollständig geharnischt und trugen ihre Wappenschilde auf der Brust hängend.

Zurufe erschallten von allen Seiten, denn Jeder der Kämpen hatte seine Freunde, Diener, Vasallen, Anhörige, oder sonst Bekannte in der Versammlung.

Das letzte Paar der langen Reihe von Kämpfern bildeten Portugal und Brandenburg; der berühmte Portugiesische Ritter Dom Joao Fereiro von Aveiro, auf einem prächtigen andalusischen Hengst von zarter gelber Farbe mit schwarzen Mähnen und langem schwarzen Schweif sitzend, trug eine ganz vergoldete Rüstung mit blauen Blumen und einen himmelblauen mit Gold besetzten Wappenrock; sein

Wappenschild zeigte in Blau eine goldene Schlange. Unser Brandenburgischer Landsmann erschien neben dem strahlenden Portugiesen wie ein ernstes Bild. Sein schwarzer Rapphengst, ein mächtiges starkknochiges Thier, schritt unter seiner weißseidenen Satteldecke gemächlich neben dem tänzelnden, feurigen Andalusier her, Werner selbst trug eine schlichte schwarze Rüstung und einen weißen Wappenrock mit der orangefarbenen Schärpe der Dame Yolantha darüber. Sein Antlitz mit den großen, blauen Augen, der breiten Stirn und dem mächtigen blonden Vollbart war unbeweglich ernst, während der Portugiese seinen pechschwarzen spitzen Kinnbart drehte und mit den kleinen, funkelnden, schwarzen Ratten-Augen bald hier-, bald dorthin blickte und unaufhörlich mit seinem schweigsamen Genossen plauderte, zufrieden mit den einsylbigen Worten, oder Gebärden, mit welchen Werner zuweilen erwiederte.

Die beiden Ritter verneigten sich tief vor der Dornenkönigin, zu Dame Yolantha aber grüßte der von Friesach mit der Hand hinauf und Yolantha's weiße Hand winkte ihm den Gegengruß.

So durchzogen die Ritter die Schranken unter lautem Jubel, draußen saßen sie ab und nahmen

nun Platz auf dem Balkon der Kämpfer, dem Balkon der Herolde und Kampfrichter gegenüber, am Ausgang der Schranken, der jetzt mit ihren Wappenschilden von den Persevanten behängt wurde.

Unterdessen hatten die Couteliers und Knappen die Verpflichtung, die Streitrosse ihrer Herren draußen auf dem freigehaltenen Platze vor den Schranken langsam auf und ab zu führen.

Jetzt begann der erste Theil des eigentlichen Turniers; unter Paukenhall wurde dem neuen Dornenkönige sein Helm aufgebunden, dann bestieg er das Streitroß, das ihm Edelleute vorführten, ein großer Baron hielt ihm die Bügel beim Aufsteigen und ein Zweiter reichte ihm die Turnierlanze.

Während nun der König vom Dorne also gerüstet wurde, um den Dorn zu vertheidigen, las der Wappenkönig Toison d'or den auf dem Balkon der Kämpfer versammelten Rittern die Turniergesetze vor, welche verboten: mit der Spitze des Schwertes zu stoßen, die Reihen zu brechen, nach dem Pferd des Gegners zu zielen, die Lanzenstöße wo anders hin, als nach Haupt und Brust zu richten, die Waffen zu brauchen, wenn der Gegner Visir, oder

Helm verloren, den auf der Erde liegenden Gegner weiter anzugreifen u. s. w.

Darauf mußten die Ritter einzeln in den Kreis der Herolde treten und Jeder in die Hände eines der Wappenkönige schwören, daß er nicht bei sich trage: Steine, Zaubermittel, geschriebene Worte oder Symbole, Kräuter, Kreuze noch ähnliche Dinge, denen er, außer der Macht Gottes, der Kraft seines Körpers, seines Pferdes und Harnisches, den Schutz seines Leibes anvertraut.

Bei dieser Eidesleistung trat das Amt der Herolde in seiner höchsten Bedeutung hervor, es war das Priesterthum des ritterlichen Waffenwesens; auf dieser Eidesleistung vor dem Turniere beruhete zumeist das hohe Ansehen der Herolde, welche auch in Kriegen für ihre Person volle Unverletzlichkeit hatten und weder angegriffen, noch gefangen werden durften.

Als die Eidesleistung vorüber war und die Kämpfer ihre Plätze wieder eingenommen hatten, eilten die Herolde, Persevanten, Unterherolde, Grieswärtel und Turnierknechte in die Schranken, nur die Wappenkönige behielten ihre Plätze. An allen Stellen waren sie nun Zeugen dessen, was geschah, auf daß die Wappenkönige und Kampfrichter in

streitigen Fällen genau berichtet werden und ein gerechtes Urtheil abgeben konnten.

Unter dem Schmettern aller Trompeten und dem Dröhnen aller Pauken trabte nun der König vom Dorn nach dem obern Ende der Schranken, während der Herzog von Burgund in die Mitte des Platzes ritt und dort etwas zur Seite mit seinen Beiständen und von einer Wolke von Herolden, Persevanten und Turnierknechten umgeben hielt.

Mit weithin schallender Stimme rief jetzt Espinette, der Wappenkönig von Lille, den ersten Kämpfer gegen den Dornenkönig auf.

Der Gegner ritt ein und hielt am untern Ende der Schranken. Jubelgeschrei begrüßte ihn, denn es war ein bekannter und beliebter Mann, ein Bürgermeister von Gent.

„Gent! Gent! Gand! Gand! Eine Faust für den Handschuh (gant)!" klang es nieder, die Herolde und Persevanten aber riefen: „Ehre den Söhnen tapfrer Helden! Ehre den mächtigen Städten!"

Da schmetterte eine einzelne Trompete, tiefe Stille trat ein.

„Laissez aller!" rief der Herzog von Burgund mit schallender Stimme und in dem Au-

genblicke ließen die Knappen, welche bis dahin die Rosse der Kämpfer zurückgehalten, dieselben los, die Ritter legten die Lanze ein und jagten in vollem Galopp, der Eine rechts, der Andere links von der niedrigen Mittelbarriere gegeneinander. So ziemlich in der Mitte trafen sie auf einander, sie hatten Beide nach dem Brustschild gezielt, sie brachen die Lanzen beim Zusammenstoß, behaupteten Beide den Sattel, warfen die Stümpfe weg und ritten aneinander vorüber, am Ende der Barriere aber warfen sie die Rosse herum und hielten nun, Jeder an der Stelle, die sein Gegner vorher eingenommen.

Trompeten und Pauken übertönten den Jubelrufe der Menge, die Herolde aber riefen: „Largesse! Largesse! noble Roy de l'Epinette! Largesse! Largesse! noble Sire de Joye!“

Eine schwere Börse mit Silberstücken lohnte diese Aufforderung zur Freigebigkeit. —

Nun ritt der König vom Dorn zu seinem frühern Platze zurück und brach ebenso die Lanze mit seinem zweiten Gegner, dann mit einem dritten und vierten, immer aber wurde der Heroldsruf: „Largesse! Largesse!.“ mit einer Börse belohnt.

Als der Dornenkönig die vierte Lanze gebrochen,

saß er ab und wurde mit großem Gepränge zu seinem Throne zurückgeführt, denn nun war er eigentlich erst König, er hatte den Dornenzweig siegreich behauptet gegen die vier ausgewählten Gegner. Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß diese vier Lanzenbrechen Courtoisie-Kämpfe waren und daß Niemand im Ernste den Dornenzweig dem gewählten Könige streitig machen wollte.

Das wußte auch das Volk, darum gab sich nun eine erhöhte Aufregung kund, jetzt erst begannen die eigentlichen „joutes“ die ernsthaften Lanzenkämpfe.

Nun zogen unter Trompetenklang drei Ritter in die Schranken, begleitet von Knappen, Stallmeistern und Pagen, ein Herold aber verkündete mit lauter Stimme, daß der edle portugiesische Ritter Dom Joao Fereiro von Aveiro mit seinen beiden Genossen, dem edlen böhmischen Herrn Friedusch Hovorra und dem britischen Ritter Sir Edward Dangrefield die Schranken behaupten wolle gegen Männiglich bis an den Abend mit Lanze und Kolbe, Schwert und Dolch.

Der Ritter von Aveiro war also nach der Turniersprache der Mainteneur oder Maintenador, der Herausforderer, während der, welcher auf die Heraus-

forderung erschien und den Kampf mit ihm wagte, der Avanturier, Avanturero genannt wurde.

Kaum war die Herausforderung verkündet, als jenseits der Schranken eine Trompete antwortete und der riesige Bastard von Vagogne mit zwei andern burgundischen Herren einritt. Als die Avanturero's mit offenem Visir durch die Schranken trabten, um sich zu zeigen, hielt der Bastard von Vagogne, der eine breite, blau und weiße Schärpe trug, sein Roß unter dem Balkon der Königin vom Dorn und rief mit lauter Stimme: „Faveur! Faveur!"

Sogleich wiederholten die Herolde und Persevanten: „enseigne! faveur! ein Gunstzeichen für Euren Sclaven, holde Dame!"

Mit tiefem Erröthen lösete Margareth Winsen, deren Farben der Bastard von Vagogne trug, eine breite blaue Schleife von ihrem Gewand und warf sie ihrem Ritter zu, der sie geschickt auffing und an seiner Halskette befestigte. Auch seine Beistände hatten sich solche Gunstzeichen von ihren Damen geholt und alle Drei eilten nun, ihre Plätze einzunehmen, während die Herolde riefen: „Diener der Liebe, werfet einen Blick hinauf zu den Balkonen,

zu den Engeln des Paradieses, dann werdet Ihr tapfer und munter fechten, man wird Euch ehren und lieben!“

Dazwischen schrieen Andere: „Largesse! Largesse! joyeux chevalier! Largesse!“ und die Ritter ließen durch ihre Stallmeister Geld an die Herolde austheilen.

Die Persevanten aber stimmten die Ermunterungsrufe an: „Liebe der Damen, Tod der Helden, Lob und Dank den Helden, die Wunden tragen, Lanzen schwingen und Thaten verrichten, den Damen Liebe, den Helden Ehre und Preis!“

„Laissez aller!“ dröhnte die mächtige Stimme des Herzogs von Burgund und unter wildem Trompetenschmettern fuhren die drei Maintenadoren, wie leuchtende Blitze, gegen die drei Avantureros, donnernd krachten sie zusammen.

Zwei der edeln Kämpferpaare hatten ihren Sattel gehalten und ihre Lanzen regelrecht gebrochen, nur der Bastard von Vagogne hatte seinen Gegner, den englischen Ritter Sire Edward Dangerfield aus dem Sattel gehoben und so gewaltig zur Erde gestürzt, daß derselbe aus den Schranken getragen werden mußte.

Siegsjubelnde Fanfaren und lauter Zuruf begrüßten den Bastard, der nun seinen Sieg zu vertheidigen hatte, wozu er sich ein neues Gunstzeichen seiner Dame holte, die ihm jetzt eine ihrer Handmanschetten hinunter warf. Der Bastard ließ sich die Handmanschette von einem Herold am Helm oberhalb des Visirs befestigen. Beim zweiten Rennen warf der portugiesische Ritter seinen Gegner aus dem Sattel, der Bastard aber siegte ebenfalls über den böhmischen Ritter Friedusch Hovorra; er hatte sich nun mit dem Ritter von Aveiro zu messen. Auf seine Bitte warf ihm Margareth Winsen, deren anfängliche Verlegenheit in Stolz übergegangen war, ihr blaues Gürtelband zu, welches der junge Riese kreuzweise um seinen rechten Arm schlang. Gewaltig trafen darauf die beiden Kämpfer zusammen, sie brachen die Lanzen, aber sie behaupteten Beide den Sattel.

„Zum Schwert! zum Schwert!“ erklang jetzt der Ruf; rasselnd schwangen sich die Helden aus dem Sattel, zogen die Schwerter und griffen sich heftig an. Die Herolde umstanden die Kämpfer, riefen die gelungenen Hiebe aus und achteten auf die Einhaltung der Regeln; mit dem dritten Hiebe

schlug der Portugiese die Handmanschette Margarethens vom Helmkamme des Bastards, das galt als ein großer Vortheil und erregte allgemeinen Jubel, der schönen Margarethe Augen aber wurden trübe und ihr Herzchen pochte so gewaltig, daß sie beide Hände auf die Brust drückte, in athemloser Erwartung verfolgte sie den Fortgang des Kampfes. Da führte der Riese einen furchtbaren Hieb von Oben nach Unten, zwar sprang der Portugiese gewandt zurück und wahrte so sein Haupt, aber sein Schild fiel von Oben bis Unten zerspalten, nieder.

Der Herzog von Burgund aber warf seinen Stab hin und sofort sprang eine Schaar von Herolden und Persevanten zwischen die Kämpfer und trennte sie. Die Kampfrichter sprachen dem Bastard den Preis zu und unmuthig verließ der Portugiese die Schranken.

Der Bastard hätte sich mit diesem Siege begnügen können, aber er bestieg ein neues Roß und ließ unter Trompetenschall ausrufen, daß er den Preis halten, mainteniren wolle gegen Männiglich mit Lanze und Schwert. Ungeheurer Jubelruf antwortete seiner Ausforderung, jetzt rief man ihm auch zu: „Marguerite! Marguerite!“ und Wortspiele, wie

„die Perle (marguerite) für den Bastard!“ Mit unverhehltem Neid sahen die anderen Damen auf die schöne Margarethe, die einen so furchtbaren Ritter für ihre Farbe hatte. Man konnte auch wohl merken, daß der Bastard einen großen Theil des Jubels, der ihn begleitete, dem Umstand verdankte, daß er die Farben des schönsten Stadtkindes von Lille trug.

Noch vier Gegner warf der riesige Bastard in den Sand, zu jedem Kampf aber holte er sich ein neues Gunstzeichen seiner Dame; ohne sich zu besinnen, riß Margarethe den weißen Aermel vom linken Arm, als sie nichts weiter zu geben hatte und warf ihn hold lächelnd dem tapfern Helden hinunter.

Da ritt der fünfte Gegner in die Schranken, die dunkle Gestalt des brandenburgischen Ritters; Aller Augen richteten sich auf den neuen Kämpfer, dessen riesenhafter Rapphengst das Entzücken der Roßkenner war. Auf dem Helm des Ritters sah man das wachsende Bild des Bären, der in ausgestreckter Pranke einen Hammer hielt. Unter dem Balkon verneigte sich Werner mit ernstem Antlitz vor Jolantha, welche ihrem Ritter eine mit Topasen be=

setzte Armspange hinunterwarf, diese ließ sich der Brandenburger an die Schiene des rechten Oberarms binden und ritt dann dankend weiter.

Es entstand eine Pause höchster Erwartung, denn unser Held hatte einen großen Ruf seiner Stärke unter den Burgundischen, man wußte wie er den Herrn von la Caille in Saint Géran besiegte, Yolantha erhub sich, um den Sieg ihres Ritters zu sehen und sie sah ihn. Beim ersten Rennen zwar blieb der Sieg unentschieden, denn Jeder der beiden Kämpen brach seine Lanze auf der Brust des Gegners und beide blieben im Sattel, obwohl die Rosse unter der Wucht des Stoßes für einen Moment auf die Hanken fielen, sich aber sofort erhuben und im wilden Laufe weiter stürmten.

Der Jubelruf über diese Probe ungemeiner Körperkraft erregte einen Sturm von Beifall, die Damen erhuben sich Alle und ließen ihre Tücher wehen, oder klatschten in die Hände, die Herren waren entzückt von der Kraft und der Eleganz, mit welcher die Lanzen gebrochen wurden.

Beim zweiten Rennen aber, zu welchem sich die Kämpen abermals Gunstzeichen von ihren Damen geholt, kam es anders; wie vorher zielten die Ritter

gegen die Brust, kurz vor dem Zusammentreffen aber hub der Brandenburger die Lanze und zielte nach dem Kopfe, das war gewagt, denn der Helm war nicht so leicht zu treffen, traf der Stoß aber, so war er fast unwide[illegible]ch und er war auch hier unwiderstehlich, [illegible] Mann und Roß brachen zusammen und weithin flog mit zerschmetterten Halsbändern der Helm des Bastards. Freilich sprang der junge Riese sofort wieder auf die Füße, aber er versuchte vergebens das Schwert zu ziehen, die Gewalt des Falles hatte ihm den rechten Arm gelähmt.

Todesbleich war oben auf dem Balkon die schöne Margareth Winsen in ihren Sessel gesunken, als der Bastard fiel, mit leuchtenden Augen stand Yolantha. Die Heroldsrufe mischten sich mit dem Jubel der Menge und den Siegsfanfaren der Trompeten. Der Bastard verließ, von seinen Freunden umringt, die Schranken, er ging lächelnd, denn trotz seiner letzten Niederlage, hatte er doch hohe Ehren gewonnen.

Nun wurde der Kampf gegen Werner immer belebter, sechs Ritter hatten sich sofort gemeldet, er warf sie alle sechs beim ersten Rennen in den Sand, immer gewaltiger wurde die Begeisterung der Menge für den Brandenburger. „Hammer und Bären!

Hammer und Bären!" brauste der Siegsjubel tausendstimmig nieder von den Bänken des Amphitheaters: „die Schönheit für die Tapferkeit! das Blut von Burgund für den schwarzen Bären!"

Aber das Rufen und Schreien legte sich plötzlich, denn als siebenter Kämpfer ritt jetzt der Erbe von Burgund in die Schranken, Prinz Karl, Graf von Charolais. Als aber Karl der Kühne unter den Balkon ritt und die kleine, runde Dornenkönigin um ein Gunstzeichen bat, als die muntere Frau ganz entzückt die Schärpe von Purpur und Weiß abband und hinunter warf, da brachen die Versammelten in einen hellen Jubelruf aus; alle Städte von Flandern fühlten sich in der Tochter von Lille hochgeehrt.

„Laissez aller!" rief Philipp der Gute und beugte sich weit vor auf seinem Roß, gespannte Erwartung in den Zügen; er war nicht sicher, ob sein Sohn den Sieg erringen werde über diesen deutschen Ritter.

Das weiße Roß des Erben von Burgund zuckte wie ein Blitz durch die Bahn, man sah, daß beide Kämpfer die Lanze gegen die Brust senkten, aber beinahe im Moment des Zusammenpralls riß Werner

seine Lanze herauf, so daß er sie senkrecht hielt und das Fähnlein flatterte, während er den Stoß der Lanze Karl's mitten auf die Brust empfing. Er saß fest im Sattel; der wilde Prinz warf den Lanzenstumpf fort, riß das Visir herauf und zeigte sein todbleiches Antlitz mit grimmfunkelnden Blicken und weißen Lippen. Als er aber sein Roß herumgeworfen, kreischte er in rasendem Zorn: „Hohn für Burgund, nieder mit dem deutschen Hund!"

Deutlich vernahm man den wilden Zornruf, denn es war eine tiefe Stille; das Benehmen des deutschen Ritters hatte Alle erstaunt, aber jetzt hatte auch Werner sein Roß herumgeworfen, auch er schlug sein Visir mit der Panzerfaust in die Höhe, zeigte sein ernstes Antlitz und rief mit seiner tiefen, wohltönenden Stimme: „Da sei Gott vor, daß meine Lanzenspitze den großen Fürsten berühre, den mächtigen Prinzen, der mir die Ehren der Ritterschaft verliehen!"

Alles war still, Karl der Kühne riß sein Roß herauf, daß es kerzengrad stieg, Werner aber schwang sich aus dem Sattel, faßte dem Prinzen in den Zügel und hielt ihm den Bügel zum Absteigen, indem er laut rief: „Gnädiger Herr! den letzten

Schlag, den ich dulden darf, habe ich von Eurer Hand empfangen, darum darf ich meine Wehr nicht heben gegen das Blut von Burgund!“

„Ihr habt mich besiegt durch ritterliche Sitte, wie Ihr die Andern besiegt habt durch ritterliche Kraft!“ antwortete Karl der Kühne und umarmte den Brandenburger.

Da erhub sich auf seinem Balkon der Waffenkönig Toison d'or und rief: „Ehre der Bescheidenheit der jungen Ritterschaft, Ehre dem Blute von Burgund!“

Alle Wappenkönige, Herolde und Preisrichter stimmten in diesen Ruf ein, welcher nun von dem Volke unter lautem Jubel dreimal wiederholt wurde.

Es folgten dann noch eine Reihe von Einzelkämpfen, es wurde noch manche Lanze ziemlich und zierlich gebrochen, noch manches Gunstzeichen von schöner Hand in die Schranken geworfen, bis endlich die Bahn wieder glatt gemacht wurde und die Wappenkönige und Preisrichter zu einem Rath zusammen traten.

Die Herolde verkündeten den Schluß der Lanzenrennen, die man joutes nannte, der Wappenkönig Toison d'or aber ließ die Trompeten schmettern und

verlas dann das Urtheil des Preisgerichts, nach welchem im Lanzenbrechen den ersten Dank gewonnen, zu Gottes und seiner Dame Ehren: der gestrenge Ritter, Messire Werner Todt von Friesach, deutscher Nation; den zweiten Dank der edle Herr Alexander Achard, den sie den Bastard von Vagogne nennen, ein Picarde von Nation; den dritten Dank, der edle Herr Dom Joao Fereiro de Aveiro, ein Portugiese!"

Dreimal wurden die Namen ausgerufen, dann begannen wieder die Heroldsrufe, bis der Wappenkönig Espinette den Beginn der „castilles" verkündete.

Die Castilles waren im Gegensatz gegen die „joutes", dic Einzelkämpfe, Massenkämpfe, combats à la foule; sie hatten ihren Namen entweder von Castilien, weil sie zuerst in diesem Lande aufgekommen waren, oder weil dieser Kampf anfänglich immer die Belagerung oder Vertheidigung eines Castells darstellte; später erst nannte man alle Massenkämpfe im Turnier Castilles.

Die Castilles auf dem Platze vor Ritour bestanden in der Vertheidigung einer Brücke.

Es wurde nämlich ein ganz niedriges Gerüst, von

starken Bohlen und Balken zusammengefügt, durch Maulthiere in die Mitte der Schranken geschleppt, das war die Brücke. Die Langbalken lagen auf der Erde, die Querhölzer und Bohlen waren darauf befestigt. An beiden Seiten der Brücke bildeten kleine Fähnlein eine Art Geländer; mit eben solchen Fähnlein wurden nun hüben und drüben auf beiden Seiten der Brücke die Ufer markirt; wer aber von den Kämpfern über diese Fähnlein hinausgedrängt oder von der Brücke hinunter gedrängt wurde, der hatte den Kampfplatz zu verlassen; er galt für gefangen. Auch wer an die Schranken gedrängt wurde, mußte den Kampf einstellen.

Unter Trompeten und Paukenklang zogen nun zwei Reiterschaaren in die Schranken; die Eine mit grünen Schärpen, welche Prinz Karl führte, kam vom obern, die andere mit weißen Schärpen, welche Graf Wilhelm von Cleve führte, kam vom untern Ende hergeritten. Bei Karl dem Kühnen befand sich Messire Philipp von Croy, der Bastard von Vagogne, der den rechten Arm in der Schlinge trug, mit dem linken aber den Streitkolben schwang, und Ritter Werner; bei dem Grafen von Cleve, der berühmte französische Ritter Messire Tanneguy von

Aubespine, der portugiesische Ritter von Aveiro und ein italienischer Marchese von Pescara, der für einen der Ersten im Handgemenge galt.

Es wurde nun angenommen, daß die Brücke beiden Theilen von Wichtigkeit, daß Jeder sie vor dem Andern zu erreichen suchen müsse; als daher das Zeichen gegeben war und die Trompeten klangen, jagten beide Schaaren, jede etwa vierzig Reiter stark, mit eingelegten Lanzen der Brücke zu. Die Führer, Karl der Kühne und Graf Wilhelm von Cleve trafen sich genau auf der Mitte der Brücke, brachen ihre Lanzen und griffen zum Schwert. Aber auch die Ritter, welche nicht dazu gekommen waren, ihre Lanzen zu brechen, warfen sie weg und zogen die Schwerter. Es entstand ein wüthendes Handgemenge auf der Brücke; drei oder vier Kämpfer von beiden Seiten wurden sofort von der Brücke geworfen. Die Pferde stürzten und schlugen hauend um sich, Harnisch klang gegen Harnisch, es war wirklich ein ernsthafter Kampf; die Schienen der Harnische brachen und klafften unter mächtigen Schwertstreichen, Blut floß aus offenen Wunden.

Die Zurufe der Zuschauer, deren sich ein wahres Fieber bemächtigte, brausten durcheinander, Herolds-

rufe, Trompetengeschmetter, Paukenklang, man befand sich mitten in dem berauschenden Getöse einer Schlacht.

Karl der Kühne wurde geworfen, man sah den silbernen Schwan, das Helmzeichen des Grafen von Cleve immer weiter vordringen, ihm nach drangen seine Mannen; der goldne Drache des Portugiesen, der silberne Stern des Marchese Pescara und eine ganze Reihe anderer Feldzeichen rückte langsam aber sicher vor, nur der mit goldnen Sternen bestreute schwarze offene Adlerflug auf dem Helm Karls des Kühnen hielt die Brücke noch, die weißen Schärpen jubelten Sieg; in dem Augenblick aber, als Karls weißes Roß trotz seines wilden Hauen's rückwärts wich, da erschien der schwarze Bär mit dem Hammer, Werners Helmzeichen, zwischen dem silbernen Schwan und dem goldnen Drachen, hoch hub sich sein blitzendes Schwert, Pescara's Stern flog in Stücken und der geschlossene silberne Geierflug mit sechs rothen Streifen, das Helmzeichen des großen Barons von Croy, warf sich gegen den Schwan von Cleve. Es ballte sich da ein furchtbarer Knäuel zusammen, aber die Grünen gewannen Raum, die Weißen waren bis auf die Mitte der Brücke zurück

gedrängt. Einen Augenblick stand das Gefecht, da brach der Marchese von Pescara mit unglaublicher Gewandtheit die festgeschlossene Reihe der Gegner, sein zerhauener Stern bildete die Spitze eines Keils, ihm folgten zu zweien, der silberne Schwan und der goldene Drache, zu dreien, der grüne Zweig, das Helmzeichen von Aubespine, der goldbewehrte Rabe des Ritters Corbeau von Vaulserre und der blaue Wolf, das Helmzeichen des Trazegnies, dann vier, dann fünfe; dieser Keil der Weißen schob sich mit unwiderstehlicher Gewalt die Reihen der Grünen, von denen mehrere von der Brücke gestoßen wurden und dadurch hors de combat waren.

Wirklich wurden die Grünen jetzt ganz von der Brücke vertrieben, die Weißen rückten siegreich vor, hinter ihnen wurden die Verwundeten von Herolden und Turnierknechten fortgeführt, oder fortgetragen, je nachdem sie leicht oder schwer verwundet waren

Der Grünen waren noch neunundzwanzig, der Weißen vierunddreißig, als sie die Brücke genommen. Aber ihr Sieg war nicht von langer Dauer, denn alsbald sahen sie sich so gewaltig angegriffen, daß sie auf die Brücke zurückweichen mußten und sie erlitten starke Verluste, denn mehrere von ihnen wurden ab=

geschnitten und von den Grünen entweder an die Schranken, oder über die Fähnlein in den markirten Fluß gedrängt. Die Brücke lag voll zerbrochener Waffen und Panzerstücke, Verwundete wurden weggetragen, aber als die Grünen das andere Ufer erreicht und die Weißen von der Brücke gedrängt hatten, zählten sie nur noch neunzehn, die Weißen noch zwanzig Kämpfer.

Unaufhörlich schmetterten die Trompeten wilde Angriffsweisen und wenn der Kampf auch zuweilen kurze Pausen machte, so begann er um so heftiger wieder.

Die Weißen versuchten ein geschicktes Manöver, sie trennten sich und suchten ihre Gegner von der Brücke wegzulocken; das wäre auch gelungen, wenn nicht Werner den Zugang zur Brücke gedeckt hätte. Yolantha bemerkte, daß ihr Ritter sich bei diesem Kampf sehr zurückhielt und fast immer nur vertheidigungsweise verhielt, sie begriff, daß Werner dem Prinzen und den andern vornehmen Herrn den Preis lassen wolle in dieser Art des Kampfes, um den Neid nicht gegen sich aufzurufen. Das Manöver der Weißen mißglückte, denn Werner hielt die Brücke und der Bastard von Vagogne warf sich so gewaltig

auf den Grafen von Cleve, daß er dessen Roß überrannte, der Graf flog weit über die Fähnlein hinaus in den markirten Fluß und war gefangen. Er mußte aus den Schranken getragen werden, so hart war sein Fall gewesen.

Aber noch gaben die Weißen den Kampf nicht auf, unter Führung des Portugiesen mit dem goldnen Drachen stürzten sie sich plötzlich auf die Brücke; zwar jagten Karl der Kühne, Croy und andere Grüne hinter ihnen her, aber sie mußten zu spät kommen, denn Werner konnte allein unmöglich dem Anprall widerstehen; da sah man den Brandenburger plötzlich sich in den Bügel heben und den Weißen entgegen jagen, er warf sein Schwert weg, sein Roß schoß zwischen dem Falben des Portugiesen und dem Lichtbraunen des Marchese Pescara hindurch; Werner streckte die Arme plötzlich aus, faßte mit jedem Arm einen der Ritter um den Helm, stieß seinem Rapphengst beide Sporen in die Weiche, so daß das mächtige Thier zu einem gewaltigen Satz sich hub, so riß er beide Ritter aus dem Sattel und schleuderte sie in den Sand.

Ein ungeheures Geschrei begleitete diese Heldenthat, Werner aber warf sein Roß herum, sprang aus

dem Sattel und hub sein Schwert auf, dann hielt er wieder fest an der Brücke. Marchese Pescara und Ritter Aveiro hinkten auf Herolde gestützt aus den Schranken.

Nun war der Sieg für die Weißen verloren, doch kämpften die beiden Franzosen Tanneguy von Aubespine mit dem grünen Busch und Corbeau von Vaulserre mit dem goldbewehrten Raben noch immer mannhaft, obgleich sie von Karl dem Kühnen, Croy, dem Bastard und Andern immer weiter hinab und den Schranken zu getrieben wurden. Der Kampf wurde auch immer ernster und blutiger, Karl der Kühne namentlich hieb wie rasend zu, sein Schlachtfieber hatte ihn ergriffen, er wußte nicht mehr, daß er in einer Castille kämpfte, er glaubte sich Todfeinden gegenüber: „Bourgogne, notre dame de Bourgogne!“ gellte seine schrille Stimme, drei, vier Gegner traf er so gewaltig, daß sie blutend von den Rossen taumelten, die Zurufe hörten auf; es kam eine Angst über die Zuschauer, Aller Augen wendeten sich auf den Herzog Philipp, dieser aber, von Kampfbegierde erfaßt, jauchzte über die gewaltigen Hiebe, die sein Sohn führte und sah nichts weiter, bis ihn Graf Stephan von Crèvecoeur anredete, da

richtete er sich rasch auf und warf seinen Stab in die Schranken.

Sofort sprangen die Herolde, die Persevanten und Turnierknechte zwischen die Kämpfenden und trennten dieselben nicht ohne eigene Gefahr, denn in der Kampfwuth sahen und hörten die Gegner nicht mehr; Karl der Kühne hätte fast den muthigen Herold erschlagen, der den Zügel seines Rosses faßte und es umwendete.

Unter schallenden Fanfaren wurde der Sieg der Grünen verkündet, denn sie zählten noch zwölf, die Weißen nur noch fünf Kämpfer.

Die Schranken wurden nun geräumt und der Wappenkönig Toison d'or verkündete, da das Preisgericht nicht einig sei über die Vertheilung der Dankpreise, so brächten die Wappenkönige die Sache nach ritterlichem Brauch vor den Hof der Damen und er ersuche die edle Dornenkönigin, sich mit ihren Damen zu berathen und dann den Spruch zu thun.

Die Königin vom Dorne wählte nun zwölf Damen, der Wappenkönig Espinette hegte den Hof, das Gericht der Damen, und brachte den Spruch der Dornenkönigin an den Wappenkönig Toison

d'or, der sich nun seinerseits wieder mit den ritterlichen Preisrichtern und den andern Wappenkönigen besprach. Endlich verkündete Toison d'or unter Trompetenschall, daß den ersten Dank in den Castilles gewonnen habe: der sehr erlauchte, sehr mächtige und sehr gnädige Herr Prinz Carl, Graf von Charolais; den zweiten Dank: der sehr erlauchte, sehr mächtige und sehr edle Herr Philipp von Croy; den dritten: der gestrenge Ritter und edle Herr Werner Todt von Friesach; den vierten: der edle Herr Alexander Achard, den sie nennen den Bastard von Vagogne; den fünften Dank solle erhalten der sehr mächtige Baron Herr Tanneguy von Aubespine und des sechsten sich freuen der sehr edle Herr Walter Corbeau von Vaulserre.

Nun wurden die Sieger in die Schranken gerufen und von den Herolden zu dem Balkon der Königin vom Dorn geführt, welche unterdessen mit dem Könige vom Dorn die Damen bezeichnet hatte, welche als Preisträgerinnen fungiren d. h. den Siegern den Preis überbringen sollten.

Herzog Philipp der Gute hatte sich, nachdem sein Amt als Kampfrichter beendet war, auf den Balkon der Königin begeben und stand hinter dem

Stuhl der kleinen, runden Dame, die ihre Würde gar nicht recht mit dem wahren Respect vor dem Landesherrn in Einklang zu bringen wußte, durch ihre Naivetät aber den Herzog höchlich belustigte.

Nun schmetterten die Trompeten und der Wappenkönig Espinette rief Karl den Kühnen auf, den ersten Dank zu empfangen aus den Händen der Dornenkönigin selbst. Karl kam, von seinen Rittern begleitet, bis zu den Stufen zum Balkon der Dame, er allein stieg sie hinauf, kniete auf einem Kissen von Goldbrocat nieder und neigte das stolze Haupt. Frau Agathe Gelimer aber hängte ihm den ersten Dank, die goldne Kette mit dem Bild des Herzogs um, dann legte sie mit einiger Mühe und tiefer Röthe auf dem Antlitz ihren kurzen, runden Arm um den Hals des Prinzen und küßte ihn auf den Mund.

Der Prinz erwiederte diesen Kuß durch einen Kuß auf die Wange; die Umstehenden aber und die ganze Versammlung riefen bei Trompetengeschmetter und Paukenklang: „Montjoye! Montjoye!“

Die folgenden Dänke, goldene Becher mit dem Wappen von Burgund, wurden ebenso vertheilt.

Messire Philipp von Croy erhielt den seinen von der stolzen Schönheit der Dame Isabeau von Neufchateau, Ritter Werner von Dame Yolantha, die, bevor sie seine Lippe küßte, leise flüsterte: „ich bin nicht Engelke!“ und als sie den Kuß von ihm empfing, flüsterte sie wieder, „und ich bin doch Engelke!“ Die schöne Margareth Winsen reichte dem Bastard von Vagogne den vierten Dank; doppelt reizend sah das blonde Kind in der geschämigen Verwirrung, in dem Gefühl des höchsten Triumphes und in der zerrissenen und verdorbenen Kleidung aus, denn Margareth hatte, um dem Bastard die erbetenen Gunstzeichen gewähren zu können, nicht nur alle Bänder und Schleifen von ihrer Kleidung gerissen, sondern ganze Stücke von ihrer Kleidung getrennt, ihre wunderschönen Arme waren ganz entblößt. Das gefiel dem riesigen Bastard gar wohl, als ihn diese schönen Arme weich und warm umfingen und er ward inne, daß er an diesem Tage mehr gewonnen als einen Turnierdank; er fühlte wie Marguerite bebte als sie ihn küßte und: „Du bist meine Perle!“ flüsterte er ihr zu, sie aber entgegnete, ach! gegen ihren Willen trat das Herz auf die Zunge! „die Perle für den Bastard!“ Es war ihr aber, als ob die

Menge noch dreimal so laut, wie bei den andern gerufen hätte: „Montjoye! Montjoye!"

Frau von Prault, die letzte Dornenkönigin, reichte den fünften Dank mit ihrem Kuß dem Baron von Aubespine und die Gräfin von Trazegnies den sechsten und letzten Dank dem tapfern Ritter Gualtier Corbeau von Vaulserre, welcher ihre Farbe, Carmoisin, im Kampfe getragen.

Also ließ der gute Herzog von Burgund die Dänke vertheilen, die er ausgesetzt für die Sieger in den Castilles; aber nun begann die Austheilung der Preise an die Sieger in den „Joutes" oder im Buhurt, dem Einzelkampfe mit der Lanze; das war die Sache des Königs vom Dorn, der deshalb auch Roy de béhourt, der Lanzenkampfkönig, hieß.

Da rief der Wappenkönig Espinette zuerst den deutschen Ritter Werner von Friesach auf, aus dem Lande Brandenburg, und als Werner vortrat, führte ihn der Connetable vom Dorne vor den Thron des Buhurtkönigs, der aber legte ihm eine goldene Kette um, an welcher ein goldener Dornzweig hing und zweiundvierzig goldene Münzen mit den Wappen von den zweiundvierzig Städten in Brabant, Flan-

dern und Hennegau, welche zu diesem Turnier ihre Kämpfer gesendet.

Den zweiten Dank, eine große Goldmünze mit dem Wappen von Lille, hing er dem Bastard von Vagogne an einem blauen Bande um; den dritten Dank, dieselbe Goldmünze an einem silbernen Bande, erhielt der Portugiesische Ritter Dom Joao Fereiro von Aveiro, der sich von seinem Falle wieder soweit erholt hatte, daß er erscheinen konnte, wenn er sich gleich auf seinen Stab stützen mußte.

Darauf erschien Dame Yolantha mit drei jungen Mädchen aus der Stadt, die sie sich zu Beiständen gewählt, und banden die Ritter mit goldenen Bändern, deren Enden sie in der Hand behielten, an den Armen und den Fußgelenken.

Ebenso band Margarethe Winsen den Bastard mit blauen und Dame Adelaide von Charnacé und Vaubancourt den Portugiesen, der ihre Farben getragen, mit silbernen Bändern, so daß Jeder der drei Ritter von vier Damen gebunden und an Händen und Füßen gefesselt von ihnen geführt wurde.

Nun eröffneten Trompeten und Pauken den Zug, dann kam der Wappenkönig Espinette mit seinen Herolden und Persevanten, dann der König vom

Dorn mit seinem Hofstaat, seinen Ehrenrittern und Trabanten.

Hinter diesen wurden die Sieger hergeführt von ihren Damen.

Dann kam die Königin vom Dorne, geführt von dem Herzoge und dem Prinzen Karl, dann die frühern Königinnen vom Dorne, Jede von einem Grandseigneur geführt, dann die frühern Könige vom Dorn, Jeder eine vornehme Dame führend; dann die andern Damen und Herren, darunter auch der Kanzler Ludwig von Caillabot, Herr von Angrie, die kleine schmucke Wittwe führend, welcher Fräulein Clementia von Champfleury, pfahlgrade einherschreitend und ihre drei Nichten sorglich behütend, folgte; den Beschluß aber machten die Turnierwärter und Schrankenknechte mit einer Schaar von Trompetern und Paukern.

So ging der Zug unter lustiger Musik und dem Zujauchzen der Menge aus den Schranken, umschritt den Platz vor dem Platz Ritour und zog die Straße de la Barre hinunter, die Herolde aber riefen: „Ehre den Helden, die den Sieg errungen!“ Andere aber antworteten: „Auch die Sieger sind die

Sclaven der Schönheit!“ und: „Ehre dem Kühnsten, Liebe der Schönsten!“ jauchzte die Menge.

Mit solchen Ehren wurde der Ritter von Friesach in seine Herberge im Wappen von Croy geleitet, dort entließ man ihn und den Bastard, der Zug aber ging weiter zu der Herberge des Portugiesen.

Die jungen Helden hatten Eile, denn sie mußten sich umkleiden zu dem Bankett beim Dornenkönige, welches um fünf Uhr begann und es war bereits vier Uhr vorüber. Aber sie konnten noch nicht zur Ruhe kommen, denn zuerst erschienen die Wappenkönige mit ihren Dienern, die Herolde und Persevanten, die Voigte der Schranken und die Führer der herzoglichen und der städtischen Bogenschützen, die Meister der Trompeter und Pauker u. a. m., um ihren Glückwunsch darzubringen, welcher mit einer goldenen oder silbernen Gabe erwiedert werden mußte. Keiner ging unbefriedigt von dem Brandenburger, denn die Wappenkönige erhielten von ihm goldene, die Andern größere silberne Schaumünzen mit dem Bild und Wappen des Churfürsten von Brandenburg, dazu aber noch Geld, so daß Werner die hundert Rosenobles, das Geschenk seiner

Dame, bis auf ein einziges Stück ausgegeben hatte, das wollte er in der gestickten Tasche zum Andenken bewahren.

Man wurde nicht umsonst Sieger im Buhurt beim Dornenfest zu Lille; aber die Einnahmen überstiegen doch bei Weitem die Ausgaben, denn nach den Holern kamen jetzt auch die Bringer an; unten hielten schon in langer Reihe die Stallmeister aller der Ritter, welche Werner im Buhurt besiegt, Jeder führte das Streitroß seines Herrn, auf das dessen vollständige Rüstung vom Helmkleinod an bis zum Sporen herab gepackt war.

Waffen und Rüstung, Schmuck und Roß des Besiegten gehörten dem Sieger und sie mußten Alles auslösen; nun war es zwar großmüthig, daß die Sieger es meist den Besiegten überließen, die Lösesumme selbst festzusetzen, aber die Besiegten durften sich an Großmuth nicht übertreffen lassen und so war das Lösegeld meist sehr bedeutend. Werner beschenkte die Stallmeister aller der Ritter, mit denen er gekämpft, sehr reichlich und doch lag noch ein tüchtiger Haufen von Gold und Silber auf seinem Tisch, als der Bastard von Vagogne eintrat und

sich ebenfalls zu lösen begehrte, da auch er zu denen gehörte, die Werner geworfen.

„Ich nehme von Euch, Freund und Kampfgenoß,“ entgegnete Werner heiter, als der Bastard einen straffen Beutel zog, denn auch er hatte reiche Lösegelder eingenommen, „ich nehme von Euch kein Geld, ich hätte Euch um das Roß gebeten, welches Ihr von Dame Yolantha habt, wenn ich nicht heut gesehen, daß Ihr das Roß bald für eine andere Dame brauchen werdet, so begnüge ich mich mit dem Versprechen, daß Ihr mich zu Eurem ersten Brautführer nehmen wollt an einem gesegneten Tage, die Perle für den Bastard!“

„Wißt Ihr,“ rief der junge Riese begeistert, indem er in Werners dargebotene Hand einschlug, „daß mir diese süße Marguerite selbst zugeflüstert hat: „Marguerite für den Bastard!“ Habt Ihr's gehört? wißt Ihr, was sie dem gnädigen Herzog geantwortet hat, als der, auf ihre zerrissene Kleidung und ihre schönen weißen Arme deutend, sprach: „Je entblößter, desto reicher!“ wißt Ihr's? Ich will's Euch sagen, sie entgegnete: „Das sind die Wunden der Damen, Monseigneur, mächtiger Herzog, und je mehr Wunden, desto mehr Ehre!“ ist

das nicht herrlich? kann es eine bessere Antwort geben?"

In seiner verliebten Glückseligkeit unaufhörlich plaudernd half der Bastard dem Ritter sich entharnischen, er diente ihm und litt nicht, daß er seine Leute rief; er brachte ihm Waschwasser und Handquehle, er goß wohlriechende Salbe in sein Haar, er versicherte, daß es ihm eine hohe Ehre sei, solchem Helden aufzuwarten, erzählte aber immer von seiner blonden Margareth, seiner Perle, und Werner ließ ihn reden, denn er begriff, daß es eine Glückseligkeit für den jungen Mann, also von seiner Geliebten reden zu dürfen. Er selbst hörte auch nicht viel auf das, was Herr Alexander Achard sprach, er dachte an Yolantha, er hörte immer ihre Stimme, wie sie sagte: „ich bin nicht Engelke!" und „ich bin doch Engelke!" er liebte eben so heiß wie der riesige Jüngling aus der Picardie, der ernste Brandenburger aber sprach kein Wort von seiner Liebe.

Endlich war Werner gekleidet, die Armspange und das silberfarbene Gürtelband, welche Stücke ihm Yolantha als „faveurs" vom Balkon geworfen, befestigte er an der Ehrenkette mit dem goldenen Dornenzweige, die orangesilberne Schärpe warf er

über die Schulter, so trat er hinaus in die Flurhalle, wo sein und des Bastards Gefolge der Herren harrte. Es war fast dunkel, aber auf der Straße brannten bereits die Feuerbecken, und als die beiden jungen Männer herauskamen und erkannt wurden von der Menge, die sich noch immer lebhaft auf der Straße hin und her drängte, da erscholl ein mächtiges Jubelgeschrei: „Ehre den Siegern!“ rief die Menge; „Ehre und Ruhm den tapfern Rittern! die Perle für den Bastard! die Perle für den tapfern Bastard! Orange und weiß für den starken Bären aus Deutschland! hoch der Bär mit dem Hammer! Hammer und Bären! Hammer und Bären!“

Unter solchem Jubelgeschrei und dem Ehrengeleit von Hunderten kamen die beiden Kämpen zu dem Hause des Königs vom Dorne, vor welchem mächtige Flammen in den Feuerbecken loderten und die aufgestellte Trabantenschaar den Platz frei hielt.

Es schlug fünf Uhr auf Sanct Mauritzdom, Karthaunenschüsse donnerten von den Wällen und die Abendglocken begannen zu läuten.

So endete das Turnier auf dem Platze vor Ritour.

Hesekiel, George,

Unter dem Eisenzahn Brandenburgischer Roman in drei Büchern von George Hesekiel

Bd.: 2

Berlin 1864